Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 47 Leipzig, den 21. November 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Zum Totensonntag — Joh. 19, 30—42 (Gedicht) — Von Adolf Monods Sterbebett: Erste Hälfte — Die dventisten vom siebenten Tage: Zweite Hälfte — Das Haus, unser „goldnes Erbteil“ oder Saal, Kirche und Haus: Zweites tück — Dissertation einer Frau über Frauenstudium vor 250 Jahren — Bücher und Schriften: Staat und Kirche in der eligionsgeschichte; Licht= und Schattenbilder aus dem Alten Testament; Zur Schulaufsichtsfrage; Die weibliche Diakonie; Was lehrt uns Kloster Kariaberg?; Kirchenschmuck und Kirchengerät; Dreizehn Jahre Hofprediger und Politiker — Für den Weihnachtstisch: Die Mutter unter ren Kindern; The Wages of Sin; The Kings last Vigil and other Poems — Verschiedenes: Erklärung; Evangelischer Trostbund; aumgärtner † — Anzeigen

Zum Totensonntag

Die Liebe ist stark wie der Tod. Hoheslied 8, 6.

Der Sänger des Hohenliedes hat nicht geahnt, welche ille der Kraft und der Wahrheit, des Trostes und der Er= bung dies Wort für uns umschließt. Zwei Welten begegnen h in dem Spruch: die Welt des Lebens, des Lichts, der ebe und die Welt der Nacht und des Todes. Man darf ohl zweifeln, wenn man in die Wirklichkeit hineinschaut, elche Welt die größere Macht hat, welche in dem Kampf, der ne Zweifel zwischen ihnen unvermeidlich ist, den Sieg er= lten wird. Der Dichter redet, wie wenn sie beide gleich rk wären, die Liebe und der Tod: das ist schon etwas. ber wir Christen vernehmen mehr aus dem Worte. Liebe ist rk wie der Tod, d. i. stärker als der Tod; hat niemand esen furchtbaren Gewaltigen übermocht, die Liebe ist doch die ewaltigere; der Tod hört einmal auf, nur die Liebe hört mmer auf; der Tod ist der letzte Feind, der letzte, der auf= hoben wird — durch die Liebe.

Wie gern gehen wir solchen Gedanken nach an dem Tage, da r unsrer Toten gedenken. Das Gedächtnis der Toten christ= h feiern, das heißt: die Macht der Liebe feiern, die stark ist e der Tod. Die Macht der Liebe am Sterbebett, die Macht r Liebe an den Gräbern, die Macht der Liebe in der Auf= stehung zum ewigen Leben.

Liebe ist stark wie der Tod. Ach, daß ich sagen könnte, r erfahren das an jedem Sterbebett! Es stirbt wohl manch ner einsam und verlassen; er hat niemanden, der sich um n kümmert, oder die sich um ihn kümmern, haben doch ne Liebe für ihn, könnens vielleicht nicht erwarten, bis er dlich hinüber ist! Armer Mensch, dem die Liebe nicht einmal s Sterbestündlein hineinscheint: wozu hast du gelebt?

Aber an andern Sterbebetten, da hat der Tod nicht so chtes Spiel, denn da ringt die Liebe mit ihm. Die Liebe s Sterbenden, der das Leben lieb hat, weil er von den enschen noch nicht lassen kann, die er lieb hat, und die ebe eben dieser Menschen, die von ihm nicht lassen können. der Wille zum Leben, der aus solcher Liebe die Kraft mmt, ist oft eine gewaltige Macht; manchmal schon hat sich r Tod, schon der Beute sicher, vor ihr wieder zurückziehen issen. Ich darf noch nicht sterben! das hat geholfen, wenigstens r eine Weile! Und ebenso von der andern Seite: aufopfernde lege, die treu wachte und sorgte bis ins kleinste, hat schon Wunder gethan. Ergreifendes Schauspiel, wenn die Liebe t dem Tode ringt, Liebe, die den Willen des Kranken stärkt, r Kunst des Arztes erst die rechte Seele giebt, nicht ver= eifelt auch wo die Aerzte schon verzweifeln, Opfer um pfer bringt und in Gebeten selbst dem Allmächtigen in den m fällt: du kannst, du darfst noch nicht sterben!

Und dann wieder Liebe, die dem Sterbenden seine Er= lösung gönnt, die zu Gott fleht, daß er nur bald ein Ende mache, die da für sich verzichtet, nur damit der geliebte Mensch des Leidens ledig werde. Da bleibt ja der Tod eine große Macht, aber wir merken: es giebt etwas, das ist heiliger, ehr= furchtgebietender, stärker. Liebe zieht auch den Tod in ihren Dienst, er muß ihr schließlich den Willen thun. . . .

Endlich Liebe, die wiederum nicht verzichtet, sondern be= halten will, auch wenn sie hingiebt, der es gar nicht einfällt, für immer zu verzichten! Die Gemeinschaft war zu innig, zu sehr erhaben über den Wechsel, der allem Irdischen eigen ist, als daß sie aufhören könnte mit dem Tode; wir haben etwas erlebt, erfahren, das muß ja bleiben — — wir sehen uns wieder!

Und da stehn wir nun am Grabe. Liebe ist stark wie der Tod, auch an den Gräbern. Zwar da liegen unzählige Gräber, verlassen, vergessen. Die Menschen, die den Toten da unten kannten, sind weit fort gegangen, vielleicht auch gestorben. Es giebt auch offne Gräber, da geht niemand mit hin, wenn der Tote drin gebettet wird. Hat ihn niemand gekannt, nie= mand geliebt unter den vielen, vielen Menschen? Giebt nicht wenigstens die Liebe der Christengemeinde ihm das letzte Ge= leit? Der Gesang der Kinder: Jesus meine Zuversicht? Das Wort des Dieners am Wort? Kein Spruch, kein Segen? Muß das sein? Könnte das nicht anders sein?

An andre Gräber geht die Liebe mit. Die Aufregung der Sterbezeit ist vorüber. Was das Herz damals vermochte, ist auch vorüber. Die Kraft der Liebe, die in allem Schmerz glücklich war, pflegen zu können, die verzichten konnte und beten um den Tod, ist zusammengebrochen: das ganze Trennungs= weh füllt die Seele. Ach, glückseliges Menschenkind, daß du zu Grabe getragen wirst, und echter Schmerz weint um dich. Du bist tot, aber du lebst im Schmerze der Deinen. Liebe ist stärker als der Tod: deine, ihre Liebe. Es ist das auch eine Unsterblichkeit, die wollen wir nicht verachten.

Ein andres sind frische Gräber, ein andres alte Gräber. An jenen klagt viel frischer Schmerz, viel Leidenschaft, die nicht ausdauert. Die Liebe ist nur scheinbar stärker wie der Tod. Wir wollen niemanden schelten, der so bald wieder fröhlich werden konnte. Das Menschenherz ist ein trotzig und verzagt Ding, wer kann es ergründen? — Aber an andern Gräbern, da bewährt die Liebe ihre Stärke anders. Nicht daß du das Grab mit Blumen schmückst, darauf kommt es an. Es ist ja etwas Schönes um ein gepflegtes Grab, dem man die liebevolle Fürsorge ansieht. Aber wie manches kann sich nicht kümmern um die fernen Gräber! Doch im Herzen die Liebe hört nimmer auf, da mögen Jahre, Jahrzehnte hingehn. Das giebts doch! Die Worte, die Werke des Gestorbnen wirken fort. Sein sterblich Teil ist längst vermodert, und doch lebt er noch auf Erden.

Ja, es giebt große Menschen, Helden des Geistes und der Liebe, die wirken noch Jahrtausende, und die da von ihrer Arbeit, ihren Gedanken, ihrer Liebe zehren, die segnen sie und schmücken im Geiste ihre Gräber. Aber wenige nur sind solche große Menschen, und auch für sie geht einmal diese Art Unsterblichkeit zu Ende — mit dem Ende der Welt. Denn daß diese unsre Welt und unsre Weltgeschichte bis in alle Ewigkeit fortgehen werde, das glaubt doch niemand. Und die andern guten Menschen, wie lange leben die noch fort nach dem Tode in ihren Angehörigen, in ihren Werken? Wie lange dauert das lebendige Andenken eines lieben Vaters und einer lieben Mutter? Kaum bis zum Enkel! Eines treuen Lehrers? Eines treuen Arztes? Eines treuen Beamten? Einer treuen Dienstmagd?

Liebe ist stark wie der Tod. Das Wort gewinnt doch erst dann seinen rechten Inhalt, wenn man weiß: Gott ist die Liebe.

Wenn nicht die Liebe Gott wäre, so wäre der Tod Gott. Denn der Tod ist doch von allem, was wir kennen, das Gewisseste. Wunderbar genug, wie schon die Liebe der Menschen es wagt ihm ins Angesicht zu widerstehen, sich bis zum äußersten sträubt seine Macht anzuerkennen. Schließlich aber erwürgt der Riese Tod doch den Zwerg Menschen mit all seiner Liebesfreude und Liebesangst, Tapferkeit und Treue im Herzen. Doch das kann er nur, wenn der Mensch nichts weiter sein will als ein Stück dieser sichtbaren vergänglichen Erdenwelt. Giebt der Mensch den Kampf nicht auf, trotzt er nicht dem Tode allein, sondern dem ganzen Verhängnis von Sünde und Not, das hienieden auf ihm lastet, streckt er seine Sehnsuchtsarme höher empor — so kommt ihm suchend und rettend eine Macht der Liebe entgegen, die stärker ist als der Tod. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Habe ich Ihn gefunden, so kann auch der Tod mich nicht von Ihm losreißen, er muß mir nur dienen, wie alles mir dienen muß, noch inniger mit Ihm eins zu werden. Die Liebe Gottes, die uns Jesum Christum in unsre Nacht und Traurigkeit hinein gesendet hat, ist die feste und gewisse Erfahrung, die wir als gläubige Christen voraushaben vor den vielen, die noch unter der Herrschaft des Todes seufzen. Für uns ist der Tod verschlungen in den Sieg. Er ist uns ein Nichts gegenüber dem einzig Bleibenden, einzig Wirklichen, unserm Gott. Er ist uns, wenn wir noch näher zusehen, ein lichter Bote unsers Gottes, der uns zu neuen Erfahrungen und Erkenntnissen, zu einem neuen Dasein führen soll. Wir folgen ihm, das Herz klopft uns vor Erwartung, wie den Kindern vor der Thür der Weihnachtsstube: nun öffnet der Vater bald, und alle seine Herrlichkeit ist unser! Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir!

Und die Kunst von Menschen, die sich liebhaben, hier auf Erden kann doch allein die sein: mit einander Gott liebzuhaben und ihre gegenseitige Liebe täglich hinzunehmen als ein Geschenk aus seiner Hand. Dann erst wird die Liebe rein, heilig, ewig, göttlich von Art, und über jeder zeitweiligen Trennung steht dann geschrieben: Was Gott zusammengefügt hat, das kann auch der Tod nicht scheiden.

R

Joh. 19, 30—42

Preis Dir und Ehre, der Du den Tod geschmeckt,
Den selbst der schwere Grabstein hat zugedeckt!
Du hast vollendet Dein Werk hienieden
Und uns gespendet ewigen Frieden.

Dankbarer Wille hat nach der Liebe Art
Die heilge Hülle vor Schimpf und Schmach bewahrt;
Sorgender Kummer an heiliger Stätte
Gab Deinem Schlummer ein würdiges Bette.

Doch auferstanden sprichst Du dem Tode Hohn,
Und seinen Banden bist ewig Du entflohn,
Hast Sünd und Hölle mächtig bezwungen
Und unsre Seele als Kampfpreis errungen.

Gieb Du uns Frieden, wenn unser Stündlein kommt,
Wenn Deinen müden Streitern die Ruhe frommt;
Laß uns auf Deinen Namen abscheiden,
Hilf uns zu reinen, ewigen Freuden!

W B

Von Adolf Monods Sterbebett

1

Aus Frankreich ist vor Jahren ein Büchlein zu uns he übergekommen, das leicht einzig dastehen dürfte in der christliche Litteratur: Adolf Monods „Abschiedsworte.“ Der berühm Prediger hat diese Ansprachen auf seinem Schmerzenslager i Winter von 1855 auf 1856 von Sonntag zu Sonntag an ei kleine trauernde Versammlung gerichtet. Es müssen Feierstunde von ganz besondrer Weihe gewesen sein, wo über die Lippe eines Mannes, der im Begriff war, sich zur letzten Ruhe z betten, der beseligende Christenglaube noch einmal in volle tiefen Klängen kam. Es muß den Hörern gewaltig zu Herze gegangen sein: ihre Thränen, für die Monod in seiner letzte Ansprache mit Rührung dankt, zeugen davon.

Wo immer ein Menschenkind sich zum Sterben bereite da weht ein Hauch wie aus einer überirdischen Welt. Ab Adolf Monod besaß auch in gesunden Tagen eine seltene Mach die Geister nach oben zu lenken. In manches Herz, so wir uns erzählt, hat er durch ein einziges gelegentliches Gespräc einen tief haftenden Stachel gesenkt. Seit er einst als junge Pfarrer in Neapel in furchtbarem Geistesringen seines Gotte gewiß geworden war und den Frieden gewonnen hatte, den sein Seele von da ab nimmer wieder fahren ließ, ist er mit segen triefenden Spuren, wie wenige, durchs Leben gegangen. Uner bittlich gegen sich selbst hat er immer wieder den Meißel a die Gestalt seines Ich gesetzt, um alle Kanten zu runden un jedes Rauhe zu glätten. Nüchtern und doch zugleich feuri ist er in der Heiligung vorwärts geschritten. Seine Predigten in Lyon, in Montauban sowie endlich in Paris waren getrage von einer erstaunlichen Wirkungskraft.

Monod hatte die Mittagshöhe seines Lebens überschritten da fiel er, der Zweiundfünfzigjährige, in eine hoffnungslos Krankheit. Es marterte ihn der Nierenkrebs mit oft entsetz lichen Qualen. Die ihm noch vergönnten zwei Jahre ware ein fortdauernder Ringkampf mit dem Tode. Während de letzten Jahres konnte er an eine Ausübung seiner gewohnten Berufsthätigkeit nicht denken.

Aber in dem totkranken Körper wohnte noch das alte liebe glühende Herz, dies Herz, das überfloß von der heiligen Be gierde, suchenden Seelen den Weg zur Wahrheit zu zeigen Leben und diesem Drange folgen, war in der That für Monod eins. Wie es heißt, daß die Liebe erfinderisch macht, so ge schah es auch hier. Von der Kanzel konnte der treue Hirt die Gemeinde nicht mehr weiden. Er weidete nun eine kleinere Gemeinde vom Sterbebett aus.

Vom 14. Oktober 1855 bis zum 30. März 1856 is Sonntag für Sonntag eine Schar evangelischer Christen, etwa dreißig bis vierzig an Zahl, in das Gemach des kranken Freundes und Seelsorgers eingekehrt, um nach gemeinsamer Abendmahlsfeier sich von den bald verstummenden Lippen das Wort des Lebens sagen zu lassen. Vor dem Bett sehen wir den Tisch mit dem Sakrament stehen. Daran sitzt der Geistliche, der die Versammlung leitet und ihr das Abendmahl spendet; nicht immer der nämliche: Friedrich Monod (Adolfs Bruder), Edmund von Pressensé und eine Reihe von andern wechselten ab; Reformirte, Lutheraner, Independenten, Methodisten in brüderlichem Frieden nach einander. Monods Familie hat den nächsten Anteil. Die übrigen Personen wechseln, damit die erbetene Zulassung möglichst vielen gewährt werden könne. Als in den letzten Leidenswochen Monods Stimme leiser und leiser wird, horchen die Zuhörer stehend und treten näher heran, sie kommunizieren nun im Nebenzimmer. Aber vor jener Zeit erhob sich die Stimme des Kranken noch hin und wieder zu der Lebhaftigkeit und fortreißenden Energie, die ihr einst in bessern Tagen eigen gewesen war. Wenn die Hoffnung den Flor der Schwermut durchbrach, wenn der Glaube die Angstgedanken überwand, dann erging sich die Stimme sicher und fest. Immer aber war ihr Klang friedevoll und eigentümlich verklärt.

Nicht als Prediger ergriff Monod das Wort. Er hatte den Geistlichen abgestreift. In Einfalt und edler Schlichtheit sprach er als Christ zu Christen, als Bruder zu Brüdern und

chwestern, darum freilich keineswegs aus geringern Herzens-
sen. Er sprach mit der ungesuchtesten Treuherzigkeit, wie
Familienkreis. Fast wie sich das Band um eine Familie
lingt, so einte Monods Geist, die hier beisammen waren,
elmehr der Geist Christi, der in Monods Geist kräftig ge-
orden war.

Wenn man die immerwährende Schmerzensheimsuchung
denkt, so wird man ahnen, welche Hemmung Monod bei
iner Verkündigung erfuhr. Allein eben diese Hemmung wurde
r Förderung, indem sie jedem Wort doppelten Nachdruck ver-
eh. Die Tiefe, ja Furchtbarkeit des innern Kampfes merkten
le Anwesenden Monod an. Er selbst kann häufig die Er-
wähnung seines Leidens nicht umgehn. Er nennt seinen Körper
alb zerstört, dennoch einen Tempel des heiligen Geistes und
ner glorreichen Verwandlung entgegengehend. Er bekennt,
aß er manches Mal vor Schmerz laut aufschreien möchte, da
eben kein Stoiker sei. Einige Ansprachen beginnt er mit
Worten, die wie zur Entschuldigung klingen. Er sei sehr er-
schöpft; er müsse sein Reden einschränken; er fürchte, daß er zu
ise spreche. Ergreifend sind die Gebetsseufzer, die an den
tzten Sonntagen den ruhigen Zug der Ausführungen durch-
rechen. Es ist, wie wenn ein müder Wandrer stille steht,
tem holend, nach neuer Kraft ringend. Nur zu oft mußte
Monod für seine Ansprache büßen mit vermehrter Qual, die
n bald darauf befiel. Aber mit Freuden that er sich selber
eh, wo er dadurch den andern wohlthun konnte, vergaß er
ie eigne Leibesschwäche, wo es sich um die Stärkung unsterb-
cher Seelen handelte.

Nicht der Kranke selbst hat diese Ansprachen niederschreiben
önnen, nur eine einzige von den fünfundzwanzig hat er we-
igstens korrigirt. Aber die Hand der Kinder Monods hat
lle Worte wie ein Vermächtnis seltner Art verläßlich wieder-
egeben, treu gesammelt. So sind sie bald im Druck erschienen
nd haben zunächst in Frankreich, dann in der ganzen christ-
chen Welt eine rasche Verbreitung gefunden. Die mir vor-
egende Ausgabe ist die vierte Ausgabe des französischen Ori-
inals und ist doch schon 1857, ein Jahr nach Monods Tode,
rschienen.

Wenn das Büchlein den Titel „Abschiedsworte“ mit Recht
n der Stirn trägt, so ist doch die letzte, eine Woche vor dem
eimgang gehaltene Ansprache ein Abschiedswort in besonderm
Sinne. All sein Zeugnis faßt Monod hier zusammen in den
Kreis der Liebe Gottes. Diese Liebe spiegelt sich ihm wieder
n der Liebe derer, die um sein Bett stehen. Darum bekennt
r, daß er der undankbarste Mensch sein müsse, wenn er nicht
er dankbarste wäre. Er rühmt Gott, daß er, in das Aeußerste
on Schwäche und Schmerz getaucht, noch ein Werkzeug zur
Verherrlichung seines Namens sein darf. Alle seine Werke, wie
ehr man sie auch erhoben hat, seine Predigten, wie sehr man
e geschätzt, wie zahlreich man sie besucht hat, sie gelten ihm
eute nichts mehr: wo es zum Sterben geht, kann er sich nur
uf Gnade stützen. Dieser Gnade Gottes befiehlt er zum Schluß
ie anwesenden Freunde und fleht, daß sie alle, die im Sterbe-
immer weilen, einst mögen aufgenommen werden in die ewigen
Hütten, um dort auch dieses Tages und dieser Versammlung zu
edenken.

Zwar hat Adolf Monod, als die Aerzte ihm die Unheil-
barkeit seiner Krankheit erklärten, das Bewußtsein festgehalten,
aß Gott ihn annoch trotzdem zu erretten vermöge. Aber je
änger, desto bestimmter fühlte er den Todeskeim in sich und
etrachtete sich als einen, der nur noch auf kurze Frist mit
einen Banden an diese Erdenwelt gefesselt sei. Er legte sich
ie bange Frage vor, ob sein Werk hienieden ausreichend gethan
i. Aber das muß Gott entscheiden, denn sein Werk, das Werk
eines heiligen Berufs ist Gottes Werk, und Gott selbst wird
s weiter treiben. Es ist möglich, daß er, bevor der Abend
unkelt, entschlafen ist. Jedenfalls harrt er mit Gefaßtheit von
nem Tage zum andern, bis er abgerufen wird. Ja sein
Harren wird zur feurigen Sehnsucht nach dem Augenblick, wo
Gott ihn zu sich nimmt. Er hat mit dem Apostel Lust abzu-
scheiden und bei Christo zu sein. Der Tod ist ihm ein Quell
er Freuden. Nun hält er nicht mehr ängstlich von sich fern,
was ihn ans Sterben gemahnt. Die Trennung von den teuern
Zurückbleibenden, wie kurz und vorübergehend ist sie doch! Eines
begehrt er, nämlich daß er das Kreuz predigend, das Kreuz
umklammernd von hinnen genommen werde.

Er bittet die Anwesenden, alle persönlichen Gefühle bei-
seite zu setzen und in ihm nicht den Vater, nicht den Freund
zu sehen, sondern einzig und allein den Diener Jesu Christi;
ja überhaupt nicht den Menschen in ihm ins Auge zu fassen,
vielmehr das Werk, das Gott an ihm und durch ihn vollführe.
Gott hat ihn zum Sterben erwählt, damit er die Uebrigen an
die Aufgabe des Lebens erinnere, auch an den Tod, an die
Sünde, die Gnade, die Heiligung. Er soll den andern „Unter-
richtsstunden zum ewigen Leben“ erteilen.

Daß seine Worte als von welkenden Lippen gesprochen
in die Herzen der Hörer dringen, das erfrischt ihn fort und
fort. Jedes Leiden eines Christen, sagt Monod, sollte wie ein
in die Erde gepflanztes Kreuz sein, unter dessen Schatten
andre Zuflucht suchen. Sein eignes Leiden ist in Wahrheit
derart gewesen. Verdient es nicht schon Bewunderung, daß
ein Dulder wie er noch ermahnt, jeden Schmerz ruhig, fried-
lich, glücklich zu ertragen? Wo so gelitten wurde, da konnte
fürwahr die Segenswirkung nicht ausbleiben. Monod spürte
dankerfüllten Herzens, daß seine nähere Umgebung, insbesondre
seine Familie mit einem Geist des Friedens durchdrungen
wurde, und daß sein Haus mehr als bisher ein Bethaus war.
Aber immer blieb er darauf bedacht, die Wirkung zu vertiefen.
Er ruft aus: wenn sich wenigstens diese Versammlung am
Sterbebett entschließen könnte, so glücklich zu werden, wie es
der wahrhaft Fromme ist, und die Trägheit in geistlichen
Dingen fahren zu lassen! Dann würde sie hinausziehen wie
einst die Zwölf, und Paris müßte ein neues Ansehen ge-
winnen!

Besonders bewegend sind fünf Ansprachen, die Monod
zusammengefaßt hat unter der Ueberschrift: Les regrets d'un
mourant (was ein Sterbender bedauert). Es lohnt sich, daß
wir bei ihnen verweilen, um die Abschiedsworte überhaupt
näher kennen zu lernen. G F

Die Adventisten vom siebenten Tage

3

Die erste Gemeinde der Siebenten-Tags-Adventisten ent-
stand 1844 in Washington (New-Hampshire). Was man ver-
muten müßte, auch wenn es nicht beweisbar wäre, daß die
Siebenten-Tags-Adventisten in ursächlichem Zusammenhange
stehen mit den seit dem siebzehnten Jahrhundert in England
und in Nordamerika vorhandnen Siebenten-Tags-Baptisten —
das ist hier noch deutlich kontrollirbar. Eine treue Anhängerin
der Siebenten-Tags-Baptisten, die 1844 von New-York nach
Washington übersiedelte, wurde dort von den Adventisten für
deren Gedanken gewonnen und überzeugte ihrerseits diese von
der Verbindlichkeit des Sabbathgebots. Durch die Bemühungen
der nun entstehenden ersten Gemeinde von Siebenten-Tags-
Adventisten wurden noch 1844 mehrere Adventistenprediger
für diese Gedanken gewonnen. Ein früherer Schiffskapitän,
Joseph Bates, hat dann als einer der ersten diese Sabbaths-
gedanken mit den adventistischen in engen Zusammenhang ge-
bracht. In Dan. 7, 25 fand er die Weissagung, daß das päpst-
liche Rom Gottes „Zeit und Gesetz“ ändern, den Sonntag für den
Sabbath einsetzen würde. Da man gleichzeitig erkannt zu haben
meinte, daß Millers Berechnung zwar richtig sei, aber nicht
auf die Wiederkunft Christi, sondern darauf zu beziehen sei,
daß 2300 Jahre nach 457 v. Chr., d. h. 1844, der Herr das
Ende damit einleiten werde, daß er „das himmlische Heiligtum,“
„das Urbild der Stiftshütte“ (Hebr. 8, 5) reinige von den
Sünden der Kinder Gottes (Hebr. 9, 23), um mit diesem
„wahren Versöhnungstage,“ der gleichwie der Israels zugleich
ein Gerichtstag sei, das „Gericht am Hause Gottes zu beginnen“
(1. Petr. 4, 17), so ergab sich die Möglichkeit, Offenb. 14, 6—12
mit den Sabbathsgedanken in der Weise zu verbinden, die als
das Charakteristische der Anschauung der Siebenten-Tags-Adven-

tisten noch heute zu bezeichnen ist. Die „erste Engelsbotschaft“ (Offenb. 14, 6) erschien als die dem Menschengeschlecht in den Anfängen der Adventistenbewegung gewordne Kunde von jener das Ende einleitenden Reinigung des himmlischen Heiligtums. Zwei weitere Engelsbotschaften stehen noch aus. Bei der zweiten (Offenb. 14, 8) kann ich mich nicht aufhalten; sie hängt zusammen mit der Deutung der beiden „Tiere“ der Offenbarung (Offenb. 13, 1—10 und 11 ff.); in dem erstern fand man mit vielen andern Protestanten das päpstliche Rom, in dem zweiten — die Vereinigten Staaten. Das Wichtigste für die Siebenten-Tags-Adventisten ist „die dritte Engelsbotschaft“ (Offenb. 14, 9—12). Man könnte deren Auffassung als das Zentraldogma der Siebenten-Tags-Adventisten bezeichnen. „Hier ist Geduld der Heiligen, hier sind, die da halten die Gebote Gottes und den Glauben an Jesum“: diese Worte der dritten Engelsbotschaft (14, 12) erschienen als eine Beschreibung der neben dem Glauben an Jesum auch das Gesetz Gottes, das Sabbathgesetz vornehmlich, beobachtenden Gemeinde der Endzeit, sie sind noch heute das Motto der größten Zeitschrift der Siebenten-Tags-Adventisten The Advent and Sabbath Review Herald, dessen 2138. Nummer (Battle Creek, Michigan, 15. Oktober 1895) mir vorliegt.

Der Begründer dieser Zeitschrift (1850), James White, ist durch diese Gründung der Anfänger des jetzt weit ausgedehnten Verlagsgeschäfts der Siebenten-Tags-Adventisten geworden. Heute giebt es etwa dreißig Zeitschriften der Siebenten-Tags-Adventisten, und zwar in englischer, französischer, dänischer, holländischer und deutscher Sprache. Die „Internationale Traktatgesellschaft,“ die sie begründet haben, verbreitet mehr als achtzig gebundne Bücher und mehr als vierhundert verschiedne Traktate, deren viele nach dem mir vorliegenden Katalog auch schon deutsch, einige selbst bulgarisch, polnisch, tschechisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, serbisch, rumänisch, magyarisch, finnisch, wallisisch, und russisch vorliegen. Die in Deutschland meist verbreiteten Bücher sind die „Geschichte des Sabbaths und des ersten Wochentags“ von einem Koetanen James Whites, J. N. Andrews (deutsch bearbeitet von L. R. Conradi, Hamburg, 1891, XVIII und 593 S., geb. 6 Mk.) und eines der zahlreichen Werke von Whites Gattin Ellen G. White: „Der Weg zu Christo“ (160 S., geb. 2 Mk.), ein feinsinniges Büchlein ohne spezifisch adventistische Gedanken, das jedem evangelischen Leser den gemeinsamen evangelischen Glaubensgrund zeigt, auf dem wir mit den Adventisten stehen. Mistreß White ist bei den Siebenten-Tags-Adventisten so hoch geschätzt, daß man die Erneuerung der Geistesgaben der urchristlichen Zeit für die Endzeit an ihr glaubte konstatiren zu können.

Diese Schätzung der Mistreß Withe war der Hauptgrund dafür, daß in den Jahren 1864—1866 „die Kirche Gottes,“ eine kleine, 1890 nur 647 Kommunikanten in Amerika zählende Denomination, von den Siebenten-Tags-Adventisten absplitterte. Daneben wirkte bei denen, die sich von dem Hauptstamm trennten, die Opposition mit, die man den Gedanken über Gesundheitsreform entgegensetzte, die von der Majorität mit Eifer verfochten wurden und werden. Die Siebenten-Tags-Adventisten sind Abstinenzler, verwerfen das Rauchen und eifern gegen vielerlei unvernünftige und ungesunde Modethorheiten in Kleidung und Essen, empfehlen vegetarische Nahrung, kalte Bäder und dergleichen. Und sie sind fern von bloßem Reden. An ihrem Mittelpunkt in Battle Creek (Michigan) haben sie 1866 ein „Sanitarium,“ eine Kuranstalt, eingerichtet, die nach der Abbildung im Seventh-day-Adventist Year Book 1894 ein imposanter Bau ist und schon 1890 über 10000 Personen angeblich erfolgreich behandelt hatte. Das Jahrbuch verzeichnet ein zweites Sanitarium in Südafrika, ein ländliches Erholungshaus in St. Helena (Cal.), das nach der Abbildung einem großen Hotel für Sommerfrischler gleicht, und zwei Memorial-Homes. Der Direktor des Sanitariums in Battle Creek, Dr. med. Kellogg, giebt eine Monatsschrift heraus (Good health, a journal of hygiene), die schon dreißig Jahrgänge zählt. Die mir vorliegende Nummer vom September 1895 umfaßt zweiundvierzig Seiten im Format etwa des Daheim, enthält eine Reihe nützlicher und unterhaltender, dabei im ganzen durchaus nüchterner Aufsätze zum Teil mit Abbildungen. Unter letztern würden diejenigen über die gesundheitlichen Einflüsse unsrer Damenbekleidung und die an „Bazar“ oder „Modenwelt“ erinnernden Muster des Battle Creek Sanitarium dress system auch den Leserinnen der Christlichen Welt gewiß das lebhafteste Interesse abgewinnen. Ich bin nicht sachverständig genug, um ihnen zu Nutz mich auf ein Referat einlassen zu können. Nur das will ich bemerken, daß da unter anderm ein underwaist abgebildet ist, das nach seinem Namen The emancipator bestimmt scheint, den Kampf mit dem Hauptmissethäter unter unsern Damenkleidern aufzunehmen; es hat zwei breite Tragbänder, die über die Schulter gehen, rechnet also verständigerweise nicht mit Hoftoilette und Ballkostüm, versucht die Mütter zu den Kindern zu bekehren, die großen Schwestern zu den jüngern.

Für die Mission hat Battle Creek eine eigne Medical Missionary school, in der junge Männer und junge Mädchen für den Sanitätsdienst der Mission ausgebildet werden. Eine Monatsschrift, The medical missionary, von der mir Jahrgang IV Nr. 12 (Dezember 1894) vorliegt, dient diesem Werk und der Mission zugleich; die genannte Nummer beginnt mit zwei illustrirten Aufsätzen über die Maori, die Eingebornen von Neuseeland und die Arbeit unter ihnen.

4

Daß die Siebenten-Tags-Adventisten mehr sind als wunderliche Konventikelgemeinden, geht schon aus allem Obigen hervor. Seit den siebziger Jahren namentlich hat die Denomination große Fortschritte gemacht. Nach der Volkszählung von 1890 hatte sie allein in den Vereinigten Staaten 28991 Kommunikanten; nach der genauen Statistik, die das Jahrbuch von 1894 giebt, waren es Ende Juni 1893 schon 33298. Sie waren verteilt auf 32 Konferenzen, die in 6 Distrikte zusammengefaßt sind. Jedem Distrikt steht ein Superintendent vor, die Zahl der ministers — „Aelteste“ heißen sie — in den 32 Konferenzen war 221, 162 Licentiates (autorisirte Prediger?) standen ihnen zur Seite. Einen siebenten Distrikt bildet das Ausland mit (1893) 4106 Kommunikanten. Aus allen sieben Distrikten gingen 1893 allein an „Zehnten“ 350690 Doll. ein. Schon 1890 hatte man in Amerika drei Hochschulen (Colleges) und mehrere Vorbereitungsschulen; das Jahrbuch von 1894 verzeichnet schon fünf Hochschulen. Die höchste Instanz in der ganzen Kirchengemeinschaft ist die Generalkonferenz, die seit 1862 besteht. Ihre Zusammensetzung und ihre Vollmachten sind, gleichwie die der Staaten- oder Landeskonferenzen, statutarisch fest begrenzt. Sie tagt jetzt in jedem ungeraden Jahre in Battle Creek, ihr leitender Ausschuß — 1893 elf Personen — ist in der Zwischenzeit das Zentralorgan. Auch im Frühling dieses Jahres (15. Februar bis 4. März) hat eine Generalkonferenz in Battle Creek stattgefunden. Auch aus Deutschland, aus der Schweiz, aus der Türkei, ja von der Insel Tahiti nahm je ein Deputirter teil. Der Bericht meldete, daß seit der letzten Konferenz 5000 neue Mitglieder gewonnen, 62 Prediger eingesegnet, 97 kirchliche Gebäude errichtet worden seien. Die Gesamtzahl wurde damals auf etwa 42000 Kommunikanten geschätzt.

Ueber die Ausbreitung in Deutschland, das als „Missionsfeld“ neben der „mitteleuropäischen Konferenz“ steht, giebt der Zionswächter (Bd. 1, Hamburg, Oktober 1895) neueste statistische Angaben. Die deutsche Arbeit ist jung. In den Jahren 1876—1879 sind die beiden ersten deutschen Gemeinden gegründet, aber bis 1889 geschah nichts Weiteres; in Amerika selbst ist erst 1882 die erste deutsche Gemeinde organisirt. Seit der Mitte der achtziger Jahre entstanden dann in der Schweiz einige deutsche Gemeinden, Basel blieb bis Mitte dieses Jahres auch der Mittelpunkt für die seit 1889 wieder aufgenommne Propaganda in Deutschland. Dort erschien (vierzehntägig) der „Herold der Wahrheit.“ Seit 1889 aber ist die Zahl der Siebenten-Tags-Adventisten in Deutschland stetig gewachsen; von „Tauffesten,“ denen in der Regel eine Abendmahlsfeier (mit Fußwaschung nach Joh. 13) sich anschließt, kann fast jede Nummer des Herold berichten. Am 30. September gab

Gemeinden in: Barmen (35 Kommunikanten), Cannstatt (41), utlingen=Pfullingen (?), Gladbach (21), Gumbinnen (53), dersleben (?), Toftlund, Kreis Hadersleben (39), Wiesby, gierungsbezirk Schleswig (?), Klein=Stürlack, Regierungsbezirk mbinnen (18), Berlin (51), Flensburg (5), Magdeburg (17), mburg (156), Posen (17), Angerburg (13), Jesziorken = Jesziorowsken, Kreis Angerburg?] (20), Jakunowken, Kreis gerburg (26), Harburg (20), Königsberg (20), Landsberg (17), hleswig (15), Sodehnen, Regierungsbezirk Gumbinnen (23), hwinkel, Regierungsbezirk Düsseldorf (28), Wiesbaden (10); ßerdem waren von 60 zerstreuten Bekennern Gaben zu ver= hnen. Hamburg steht, wie ersichtlich ist, an der Spitze. rt haben die Adventisten am 21. Juli dieses Jahres eine ne Kapelle eingeweiht, dort hat ihre Internationale Traktat= ellschaft ihren Sitz (Grindelberg 15a), dort erscheint seit dem . August dieses Jahres der Herold, dort der über die innern meindeangelegenheiten Auskunft gebende Zionswächter (mo= lich; Jahrespreis 60 Pfge.).

5

Es werden zumeist durch den Pietismus vorbereitete stille, fache Leute sein, die von den Adventisten gewonnen werden, ener wahrscheinlich bisher religiös Gleichgiltige. Um so näher gt die Klage über das schon von dem Apostel Paulus für unrecht haltene Pflügen auf fremdem Felde. Allein so berechtigt diese age ist, sie sollte doch nicht der einzige Gedanke sein, der durch Fortschritte der Adventisten, Baptisten, Methodisten u. s. w. s „Landeskirchlichen" zum Bewußtsein kommt. Wer die Regsam= der amerikanischen sogenannten „Sekten" kennt und erwägt, s eigentlich erst das letzte Menschenalter günstige Bedingungen ein Herüberwirken derselben auch nach Deutschland geschaffen , der wird mit mir überzeugt sein, daß die „Sekten" erst Anfange ihrer Ausbreitung in Deutschland stehen. Sie rden bei uns ihre providentielle Aufgabe haben. Polemisiren t da nichts; je mehr es sich um schlichte Leute handelt, desto niger. Noch weniger sollte man sehnsüchtig zurückschauen h einer Zeit, da der Staat sie fernhielt; es ist eine Stärke er „Sekten," daß sie davon überzeugt sind:

Religion, die den Beistand der bürgerlichen Macht zu ihrer Unter= ung wünscht und nötig hat, kann nicht die Religion Gottes sein; , wenn der Plan zur Unterstützung und Verbreitung des Evangeliums, er in Gottes Wort gegeben ist, treulich befolgt wird, es keines andern rf. Herold der Wahrheit, 14. Mai 1895, S. 67.

Das Einzige, was den Sekten gegenüber hilft, ist, daß Landeskirchen lebendiger werden, daß die brüderliche Ge= nschaft, die Opferwilligkeit zunimmt. Wie können wir klagen r die Angriffe der „Sekten" auf die „sogenannte Christen= ," wenn wir unter einander uns beißen und fressen! Und erwilligkeit und Ernst ist nicht das Einzige, was das Wachs= der „Sekten" uns lehren soll. Die amerikanische Theologie von der Menge der christlichen Denominationen, die es dort t, schon mancherlei gelernt, das viele bei uns noch lernen sen. Es giebt freilich auch in Amerika Leute mit engem, engem theologischen Gesichtskreis — namentlich bei den ewanderten Lutheranern; im großen und ganzen aber en die Amerikaner ein besseres Verständnis für die christ= Glaubenseinheit in der Mannigfaltigkeit, als wir. Die chäftigung mit den „Sekten" erzieht zu solch freierm Urteil. em Denken muß es deprimirend sein, zu sehen, wie viel ter Eifer, wie viel warme Frömmigkeit bei den „Sekten" anknüpft an zweifellos irrige Ueberzeugungen: die Adven= nexegese von Dan. 7—9 und Offenb. 13 und 14 z. B. den wir alle, die Leute der Rechten wie die der Linken, für halten. Engem Denken mag der Schluß beängstigend , daß manche mit wahrem Eifer festgehaltne traditionelle erzeugungen ebenso nur subjektive Ueberzeugung seien. Sie es. Die Parallele trifft zu. Aber sie soll uns nicht ent= igen oder verwirren, sondern soll uns hinausführen aus Enge konfessioneller Krähwinkelei, daß wir lernen, unsre fession „zu haben, als hätten wir sie nicht." Wir sollen an gutgemeinten, irrenden Eifer der Sekten gleiche Erschei= ngen auch bei uns verstehen und — entschuldigen lernen.

Je mehr wir das lernen, desto mehr werden wirs auch ein= sehen, daß die Kraft der subjektiven Ueberzeugungstreue hier wie bei den Sekten nicht in dem liegt, was gelegentlich am leidenschaftlichsten betont wird, sondern da, wo sie bei allen Christen liegen soll: in dem fröhlichen, dankbaren Bewußtsein, den „Weg zu Christo" gefunden zu haben. Dieses Eine, das not ist, gleicht noch heute oft dem Schatz im Acker (Matth. 13, 44): mancher kauft mit dem Acker, für den er alles hingiebt, wunder= liche Pflanzen ein, die darauf gewachsen sind, ohne sich klar zu werden, daß sie mit dem Schatze nichts zu thun haben.

Loofs

Das Haus, unser „goldnes Erbteil"
oder
Saal, Kirche und Haus

2

Aber andre Gefahren noch bedrohen das „goldne Erbteil."

Die Vielgeschäftigkeit unsrer Tage prägt sich auch im Vereinswesen aus, das wahrlich kaum noch einer weitern Ausdehnung fähig ist. Gott behüte uns davor! Man braucht noch gar keinem „Vergnügungsverein" anzugehören, braucht auch keinem sogenannten „Stammtischabend" zu huldigen, und kann doch bei nur einigermaßen gewissenhafter Erfüllung der „Vereinspflichten" fast jeden Abend in der Woche „besetzt" haben. Was kommt nun aber denn in Wahrheit bei diesem ausgedehnten „Vereinsleben" heraus? Ist der positive Ertrag derart, daß er den Verlust, den das „Hausleben" darunter leidet, nur einigermaßen deckt? Ist der „Nutzen" ein solcher, daß er die ungeheuern Opfer an Zeit und Geld rechtfertigt, die auf dem Altar dieses modernen Götzen dargebracht werden?

Wer für die Freude außer dem Hause wenig zahlt, zu dem kehrt sie unentgeltlich ein. Nichts ist wohlfeiler als das Vergnügen. Ein altes und wahres Sprichwort sagt:

Wer mag haben gut Gemach,
Der bleibe unter seinem Dach.

Nicht die Freude ist teuer, sondern viel spielen, gut essen und gut trinken. Wer draußen gern groß thut, muß daheim klein thun. Wer gern außer dem Hause Geld verthut, ist nicht sein eigner Herr, sondern steht in fremder Leute Dienst. Er arbeitet nie für eigne Rechnung, sondern er arbeitet täglich für die Wirte.

Aber viel empfindlicher für das Gesamtwohl des Volkes und viel verhängnisvoller für die Zukunft als dieser pekuniäre Schade, den so Haus und Familie erleiden, ist noch ein Andres. Wie viel wahre Ruhe, wie viel rechte, diesem hastenden Ge= schlecht unbedingt nötige Stille, wie viel segensreiche Erquickung wird durch den Vereinsunfug geraubt? Der Frau wird der Gatte, den Kindern der Vater entzogen, und zwar für die ein= zigen Stunden, die vielen Männern überhaupt nur noch übrig bleiben für die Pflege des häuslichen Lebens und den Genuß der Familie. Ist es wirklich Schwarzseherei, wenn man sagt: es ist Gefahr vorhanden, daß der Vereinsunfug uns um das „goldne Erbteil" bringt?

Aber, wird man sagen, wenn dem so ist, so müßte doch vor allem die Kirche sich hüten, das Vereinswesen zu unter= stützen. Kann nicht gerade durch die Kirche und ihre Vereine eine Familie um den trauten, stillen Abend gebracht und völlig zer= splittert werden? Der Vater geht in den Arbeiterverein, der Sohn in den Jünglingsverein, die Tochter in den Jungfrauen= verein — im besten Falle bleibt noch die Mutter zurück, um bei den Kleinsten die Wacht zu halten, die noch vom Vereins= leben verschont sind!

Aber hier verhält sich die Sache doch anders! Die ge= nannten Vereine haben ihre Notwendigkeit und Berechtigung in der sozialen Lage der Gegenwart. Wollte Gott, daß sie alle recht bald unnötig würden! Diese Vereine dienen dazu, das „goldne Erbteil" zu bewahren, trotzdem daß sie selbst auf Stun= den ihre Glieder aus dem Hause führen. Der Jüngling, der für das Leben draußen bestimmt ist und einst nicht hilflos mitten im Kampfe stehen soll, muß sich zeitig dazu rüsten. Eine geschlossene Macht steht ihm gegenüber und lockt ihn in ihre Arme. Allein ist er zu schwach, ihr zu widerstehen. Mit Gleichgesinnten muß

er sich zusammenschließen. Und das Bewußtsein: Es giebt auch Tausende noch unter den Jünglingen, die Vater und Mutter ehren, die Gottes Wort achten, die ihr Vaterland lieben — macht ihn stark und widerstandsfähig. Der Arbeiter im Mannesalter muß vom gleichen Bewußtsein erfüllt sein. Er muß durch die Schulung des Vereins fähig gemacht werden, nicht nur der Feinde Spott zu tragen, sondern auch ihr thörichtes Wort zu widerlegen.

Jungfrauenvereine allerdings haben eine Berechtigung nur dann, wenn sie Mädchen vereinen, die kein Elternhaus und kein Heim am Orte haben. Es ist eine leichte, freilich auch ziemlich zwecklose Sache, eine Anzahl junge Mädchen des Mittelstandes oder auch der dienenden Klasse zu vereinen. Das hat recht wenig soziale Bedeutung. Es wäre vielleicht auch besser, diese Mädchen blieben daheim im trauten Familienkreise. Da ist ihre gottgewiesene Stätte. Jedoch das ist außerordentlich schwer, aber auch eine höchst wichtige und segensreiche Aufgabe, Mädchen, die nur den Fabriksaal und die Schlafstelle haben, der Straße und dem Tanzboden zu entwöhnen und in einem freundlichen Vereinsheim zu sammeln. Wo sollten denn sonst diese Mädchen, die doch auch zu Hausfrauen bestimmt sind, das „goldne Erbteil" kennen lernen? Wo sollten sie lernen, es einst selbst zu bewahren?

Auch die immer mehr Verbreitung gewinnenden, von kirchlicher Seite veranstalteten Familienabende führen die Familie aus dem Hause. Aber während sonst der Mann für sich, der Sohn für sich, die Tochter für sich ihren „Verein" aufsuchen, ist hier schon das Wertvolle, daß die Familie bei einander bleibt und mit einander genießt. Diese ohne Zweifel höchst segensreiche Einrichtung verdankt ihr Bestehen dem ernsten Bestreben der Geistlichen, die Gemeinde fester zu sammeln, deren Glieder unter einander bekannt zu machen und ihnen das Bewußtsein der Gemeindezusammengehörigkeit zu stärken. Gerade das Letztere ist in unsrer so zerklüfteten und zerrissenen Zeit von großer Wichtigkeit: die „Gemeinde" muß sich solidarisch verbunden fühlen lernen. Nur wäre zu wünschen, daß diese Familienabende eben nur der zeitweilige gesellige Ausdruck für eine feste Gemeindeorganisation auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, der christlichen Liebesthätigkeit u. s. w. wären, wie sie die „Hausväterverbände" erstreben und zum Teil erreicht haben. Auch sind jene Familienabende veranlaßt worden durch das Bedürfnis der Gemeinde, durch ihre Geistlichen allerlei wichtige Lebensfragen im Geiste des Christentums beleuchtet zu sehen und über manches Aufschluß zu erhalten, wofür die „Kanzelthätigkeit" keinen Raum bietet. Schließlich wollen diese Abende die Aufgabe erfüllen, jeder Familie der Gemeinde eine edle Geselligkeit und geistig fördernde und anregende Unterhaltung durch Wort und Bild zu bieten. Daß dabei auch „Frau Musika" nicht schweigen darf, versteht sich von selbst.

Nur ist bei allem dankbaren Anerkennen dieser Einrichtung dringend zu warnen vor einer zu reichen Zahl solcher Abende. Diese Gefahr besteht sicher in den Gemeinden, in deren Mitte jene obengenannten „sozialen" Vereine sich gebidet haben. Jeder von ihnen beansprucht das Recht und betrachtet es als eine Freude, die Familien seiner Glieder an einem oder an mehreren Abenden in seinem Kreise zu versammeln. Durch zahlreichen Besuch fühlt jeder Verein sich geehrt. Jeder Verein rechnet selbstverständlich auf zahlreichen Besuch der „Gemeinde." Rechnet man nun für diese Vereine je nur zwei Abende — das wird indessen fast eine Seltenheit sein! — und hierzu nur vier Gemeindefamilienabende, so ergiebt das bereits die stattliche Zahl von zehn derartigen Zusammenkünften, die sich allein auf die Zeit von Anfang Oktober bis Mitte Dezember und von Mitte Januar bis Ende April verteilen. Das ist des Guten zu viel! Hier müßte eine Vereinbarung unter den Veranstaltern solcher Abende unbedingt stattfinden, schon um wenigstens eine einigermaßen zweckmäßige Verteilung herbeizuführen.

Ein Bedenken freilich gegen diese Familienabende läßt sich nicht zurückdrängen. Kommt wirklich die „Gemeinde?" Giebt es nicht Hunderte von Familien, die gern kämen, aber aus gerechtfertigten Sparsamkeitsgründen fern bleiben müssen? Denn trotz des „unentgeltlichen Eintritts" ist doch der Abend im Saale, am Tische nicht unentgeltlich. Diese herzlich gutgemeinten Bestrebungen können auch zu viel in die Säle führen — warum nicht in die Kirche? Ein Saal ist zur Winterszeit schwer zu finden. Aber die Kirche pflegt sechs Abende in der Woche verschlossen, finster und leer dazustehen. Wäre es nicht an der Zeit, daß wir mehr unsre mit großen Opfern erbauten und renovirten, übrigens auch in der Woche hindurch wohl geheizten Kirchen benützten? Kann nicht an einem Abende der Woche während des Winterhalbjahrs die Kirche geöffnet werden? Es geschieht hie und da zum Zwecke der Bibelstunde. Leider klagt man über mangelhaften Besuch und ist deshalb aus dem großen Kirchenraum in die Beichthäuser oder Konfirmandenzimmer gezogen. Es ist nicht zu fürchten, daß dies nötig ist, wenn an einigen Abenden des Winterhalbjahrs eine unentgeltliche Aufführung des Kirchenchors stattfände, wenn auf der Orgel die Meisterwerke deutscher Tondichter der Gemeinde vorgeführt, wenn in volkstümlichen Predigten die großen Gestalten unsrer Kirche in ihrem Werden und Wirken, in ihrem Dulden und Siegen lebendig dargestellt, wenn Mitteilungen aus den Schriften großer Männer unsrer Kirche dargeboten, wenn die großen Liebeswerke der Christenheit in ihrem oft so wunderbaren Entstehen und Wachsen und ihrem sichtbaren Segen gezeigt würden. Niemand wird sagen können, das gehöre nicht auf die Kanzel! Man versuche es: nicht nur die werden kommen, die an den „Familienabenden" zu erscheinen pflegen! Die Stunde in der weihevollen Kirche wird vielleicht noch mehr wert sein als der Abend im Saale bei Bier und Zigarren! Und der Abend bleibt dem Familienleben erhalten!

Daß dieses gepflegt werde, daß uns das „goldne Erbteil" bewahrt bleibe, muß eine Hauptsorge der Kirche nicht nur, sondern aller wahren Volksfreunde sein.

Es darf dankbar anerkannt werden, daß mancherlei bereits an der heranwachsenden Jugend geschieht im Blicke auf das zukünftige Haus. Die Mädchen lernen in der Schule Nähen, Stricken, Stopfen, Flicken u. s. w., haben auch Gelegenheit, das Kochen zu studiren. Freilich wäre es verkehrt, nun sagen zu wollen, daß infolgedessen der Unterricht durch die Mutter im Hause aufhören dürfe, oder daß ein Mädchen, das keine nähern Pflichten im Elternhause zurückhalten, nicht mehr unter die Leute zu gehen brauche, um zu dem Gelernten hinzuzulernen.

Um die männliche Jugend vor den Gefahren des Wirtshauslebens zu bewahren, ist den Fortbildungsschülern der Besuch der Gastwirtschaften und Tanzböden verboten worden. Um sie vor der Verschwendung eines — im Hinblick auf die Jugend und in Anbetracht dessen, daß der jugendliche Arbeiter in der Regel nur für sich zu sorgen hat oder thatsächlich sorgt — verhältnismäßig sehr hohen Lohnes zu bewahren und zur Erfüllung der Pietätspflichten gegen das Elternhaus anzuhalten, erstrebt man immer mehr die gesetzlich geregelte Auszahlung des Lohnes der jugendlichen Arbeiter an die Eltern oder die Vormünder.

Aber was nützen schließlich alle gesetzlichen Maßregeln und alle außer dem Hause getroffnen Anordnungen, wenn nicht die Kinder im Hause für das Haus erzogen werden! Ein Kind, das ein freundliches Elternhaus mit treuer Liebe zwischen Vater und Mutter, mit liebendem Sorgen für die Kinder, mit innigem Gemeinschaftsleben unter einander gehabt hat, wird auch einst ein guter Hausvater, eine gute Hausmutter werden.

3

Immer lauter ertönt heute die Forderung des achtstündigen Arbeitstags. Einmal seine in solcher schablonenhaften Allgemeinheit sicherlich nicht einzuräumende Berechtigung zugegeben — wird er ein Segen sein? Gewiß nicht, wenn die der Arbeit entzogne und der Ruhe bestimmte Zeit in der Wirtschaft zugebracht wird. Dann wäre der achtstündige Arbeitstag eine volkswirtschaftlich mit unbedingter Notwendigkeit sich rächende Vergeudung von Arbeitskraft und für den Arbeiter eine verminderte Lohneinnahme, aber erhöhte Genußausgabe: das Gegenteil von Segen! Ein Segen aber könnte er werden, wenn er die Väter mehr der Familie giebt, wenn sie nicht völlig abgespannt

in ihr Heim zurückkehren, sondern noch nicht zu müde zur Erholung mit den Kindern sind.

Welcher erzieherische Wert liegt darin, daß der Vater — die Mutter thut es ohnedies — sich mit seinen Kindern beschäftigt! Kaum für etwas sonst sind die Kinder so dankbar als dafür, daß der Vater mit ihnen spielt. Die Schule klagt so häufig, daß sich das Haus so wenig um sie kümmre. In manchem Hause wird höchstens zu Michaelis und zu Ostern nach den Zensuren gefragt — und dann wundert man sich über ihren Ausfall? Es wäre von Segen, wenn der Vater regelmäßig sich um die Schularbeiten seiner Kinder kümmerte, nicht sie beaufsichtigend und in ihrer Selbständigkeit störend, wohl aber so, daß sie jederzeit auf die väterliche Kontrolle gefaßt sind. — In kurzer Zeit ist der sogenannte Handfertigkeitsunterricht zu hoher Blüte gediehen. Wir möchten aber vor allem den Handfertigkeitsunterricht nicht missen, den ein Vater zu Hause seinen Kindern erteilt! Wie unterhält sie das! Wie bewundern sie des Vaters Fertigkeit! Kunstwerke sind für sie immer, was seine Hand unter ihren Augen gefertigt. Wie dankbar sind sie auch für das Geringste, und wäre es nur für sorgfältig in einem sonst unbrauchbaren Buche zusammengeklebte Bilder, die wir viel zu oft als nutzlos beiseite werfen!

Abgesehen von dem allen gehört unsers Erachtens dreierlei zu einem rechten „Familienabend im Hause."

Das Erste ist die Hausandacht. Hier ist in erster Linie eine brauchbare, billige Hausagende und gute, kurze Hauspredigten, insbesondre unter Anlehnung an den kleinen Katechismus nötig. Es sollte geradezu in besondern Zusammenkünften der Gemeindehausväter von Zeit zu Zeit, etwa jährlich gegen Ende des Kirchenjahres eine praktische Unterweisung in der Hausandacht gegeben werden.

Mit der Hausandacht hängt das Zweite zusammen: der Gesang, überhaupt die Pflege der Musik. Denn wie Luther im Jahre 1538 die „löbliche Kunst Musika" singen läßt, so ist es noch heute:

Von allen Freuden auf Erden
Kann niemand kein feinre werden,
Denn die ich geb mit mein'm Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Hier kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut;
Hier bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen muß alles Herzeleid;
Geiz, Sorge und was sonst hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch ist ein jeder des wohl frei,
Daß solche Freud kein Sünde sei,
Sondern auch Gott viel besser gefällt,
Denn alle Freud der ganzen Welt.

Auch ein rechtes Hausgesangbuch mit den Liedern, die unsre Kinder in den Schulen lernen, in der Hauptsache nicht geistlichen Inhalts, wäre ein pium desiderium. Aber in Ernst und Freude muß Christus, der Liederfreund, auch da in der Mitte stehen.

Und endlich das Dritte und nicht Unwichtigste!

Etwas gehört meiner Meinung nach noch ins Haus, sagt Cölestin Freyer in seinem ganz köstlichen, echt volkstümlichen „Allerlei aus dem Leben für das Leben" (S. 102) — ein Hausfreund. Ein Hausfreund im rechten Sinn des Wortes ist ein Segen für das Haus. Er teilt die Freuden des Hauses, giebt Rat und Lehre, sagt die Wahrheit, spricht auch einmal ein scharfes, ernstes Wort, wie das ein wahrer, guter Freund thut, und bewährt sich vollends in der Not des Hauses, wo allfällige bloße Geschäfts-, Amts-, Tisch- und Wirtshausfreunde verschwinden, wie die Vögel, wenn es donnert und regnet. Ein guter Freund ist Goldes wert. Von dem Hausfreund, der in dem Hochzeithause zu Kana war und den Mangel im Hause in Ueberfluß verwandelte, den auch ihr in euerm Hause, unsichtbar freilich, haben könnt, wenn ihr rechte, gläubige Christen seid, wißt ihr ja. Er ist der beste Hausfreund. Aber diese Freunde meine ich alle nicht. Den ich meine, der sieht nicht, hört nicht, fühlt nicht, ist überhaupt kein Mensch, redet nicht und spricht doch, ist tot und hat doch Leben. Ein gutes Buch ist der gefährlichste Feind der Bier- und Schnapshäuser, in denen so oft das Glück einer Familie ersäuft wird. Ist das Tagewerk gethan, sind die Fensterläden zugemacht, die Kleinen zur Ruhe, brennt in der warmen Stube die Lampe — dann in einem guten Buche lesen oder aus einem sich vorlesen lassen, das ist gerade, als hätte man seinen besten Freund mit da sitzen. Er erzählt, wie es draußen in fremden Ländern zugeht, wie es manchem Menschen in seinem Leben gegangen ist, wie man dies und jenes jetzt

betreibt und dergl. Kann auch sein, daß er einem die Wahrheit sagt, die man von andern Leuten nicht hören will. Da sind ein paar Stunden weg, man weiß nicht wie. Schlägt man dann um zehn Uhr sein Buch zu — denn Ordnung muß in allem, auch im Lesen sein —, so freut man sich über das, was man gehört hat, sinnt beim Einschlafen noch darüber nach, und ein gutes Wort aus dem Buche bleibt im Herzen, wie ein Samenkorn im Acker, geht auf und bringt Früchte, ohne daß man es weiß. Manchmal habe ich gedacht, es müßte in mancher Familie besser stehen, wenn die Leutchen an den Abenden, besonders im Winter, statt auseinander zu laufen, beisammen blieben, und es würde aus einem guten Buche etwas vorgelesen. Man soll aber vorsichtig in der Wahl seiner Freunde sein. Auch unter den Büchern sind falsche Freunde, die den Lesern den Kopf verdrehen, Lügen auftischen, allerhand Gelüste aufreizen, entweder ganz offen über Glauben und Religion höhnen oder in feiner Weise, angeblich auf Grund der Wissenschaft, infolge neuer Erfindungen und Entdeckungen die Gottesfurcht so nach und nach aus dem Herzen ziehen. — Wie soll man da gute finden? Wendet euch an Männer in euerm Orte, die viel mit Büchern umgehn und rechte Christen sind, die raten euch. In vielen Städten und Dörfern ist durch verständige Leute und unsre Landesregierung dafür gesorgt, daß eine ganze Schar guter Hausfreunde immer da ist: in der Volks- oder Schul- oder Wanderbibliothek. Holt ihr euch von da einen ins Haus, laßt ihn zu Worte kommen und merkt euch, was er sagt, dann wird es euch zu Hause am besten gefallen, und ihr werdet vergnügt sprechen: Daheim ist daheim!

G B

Dissertation einer Frau über Frauenstudium vor 250 Jahren

In einer Zeit, wo der Streit der Meinungen in der sogenannten Frauenfrage nicht von der Tagesordnung verschwindet und gerade auch von der Christlichen Welt eingehender als bisher zum Gegenstande der Besprechung gemacht wird, ist es wohl von einigem Interesse, der Frau zu gedenken, die unsers Wissens zum erstenmale das Recht der Frauen auf das Studium der Wissenschaften verfochten hat; trägt doch die historische Behandlung einer Frage vor allem dazu bei, daß eine Grundlage für klare und besonnene Beurteilung geschaffen wird.

Die Frau, die ich hier im Auge habe, ist die dem Kirchenhistoriker wohlbekannte Anna Maria von Schürman (1607 bis 1678), von ihrem Zeitalter als Stern von Utrecht, als zehnte Muse überschwänglich gepriesen, gegen Ende ihres Lebens die begeisterte und treue Freundin Jean de Labadies, des Mystikers und Separatisten, in den Niederlanden, in Herford und Altona.*) Aus ihrem reichen Leben, das sie in der ansprechenden lateinischen Schrift „Eukleria" erzählt, begnügen wir uns heute nur die eine Thatsache herauszugreifen, daß die gelehrte Jungfrau eine Dissertation (Problema practicum), in Sprache und allen Formen dem akademischen Brauche entsprechend, verfaßt und dem Professor der Theologie D. Andreas Rivetus, damals im Haag, im März 1638 eingereicht hat mit dem Titel: Geziemt der christlichen Frau das Studium der Wissenschaften? (Annae Mariae a Schurman opuscula Hebraea Graeca Latina Gallica, prosaica et metrica. Ed. II. Leyden, 1650. S. 28 bis 56). Die Schrift zerfällt in drei Teile: 1. Vorbemerkungen zur Bestimmung der Begriffe, mit denen operirt werden soll, 2. vierzehn Argumenta in der streng logischen Schlußform, 3. Refutatio oder Widerlegung von Einwendungen der Gegner.

Man muß daran denken, daß in damaliger Zeit die Gelehrsamkeit der Frauen ebensosehr dem Brauch wie dem Staatswohl zu widersprechen schien, daß man eine Olympia Morata „wie ein schreckhaftes Wunder" (Prodigii instar) anstaunte (so Rivetus in einem Briefe an Anna Maria, Op. S. 87) und sie nur unter einer Rubrik mit der jüdischen Deborah und der lotharingischen Johanna zur Not unterzubringen wußte. Mit diesem Vorurteil nimmt Anna Maria den Kampf auf.

Es ist bezeichnend für jenes Jahrhundert, das noch nicht mit sozialen Nöten zu rechnen gelernt hatte, und für die Schürman, deren Seele nur von den höchsten Idealen erfüllt war, daß ihr auch nicht der Gedanke aufsteigt, den Frauen durch die

---

*) Vergleiche über sie: Max Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche. II. Bd. Coblenz, 1852. S. 273 bis 282, sowie den Vortrag Paul Tschackerts. Gotha, 1876.

Beschäftigung mit den Wissenschaften einen Erwerbszweig zu eröffnen; Anna Maria kennt kein Brotstudium. Im Gegenteil: eine gewisse Wohlhabenheit der Wißbegierigen sowie völlige Unabhängigkeit von häuslichen Sorgen und Geschäften denkt sie als selbstverständliche Voraussetzung, zumal ihr als einzige Lernmethode das Selbststudium und die kostspielige Unterweisung durch einen Privatlehrer vorschwebt — sie hat allerdings eine Zeit lang dem Kolleg des Theologen Voetius in einer für sie erbauten Loge beigewohnt. Wo also häusliche und familiäre Pflichten vorliegen, gehen diese unter allen Umständen vor; das spricht sie mit klaren Worten aus, das beweist sie noch klarer durch ihr eignes Beispiel. Sie hat zwei erblindete Tanten zwanzig Jahre lang unter Zurückstellung ihrer Lieblingsarbeit mit hingebender Treue gepflegt. Aber sie kennt eine so unendlich große Zahl lediger und vermögender Damen mit Ueberfluß an freier Zeit; ihnen möchte sie so gern zu einer Thätigkeit verhelfen, die sie dem Müßiggang entreißt. Denn die Frau, „die wegen der Schwäche und Unbeständigkeit ihres Charakters oder Temperaments und wegen der zahllosen Verführungen der Welt in der größten Gefahr schwebt, eitlem Wandel sich hinzugeben, bedarf am meisten einer soliden und andauernden Beschäftigung“ (S. 36). Nimmermehr zwar dürfe die Frau öffentlich in Kirche oder Gerichtssaal oder Auditorium auftreten; nein, der Endzweck ihres Studiums „soll nicht leere Ruhmsucht und der Wunsch, sich zu zeigen, nicht die Befriedigung unnützer Neugierde sein, sondern neben dem allgemeinen Zwecke, zur Ehre Gottes und der Seelen Seligkeit, der, daß sie selbst dadurch besser und glücklicher werde und ihre Familie, wenn diese Pflicht an sie herantritt, erziehe und regiere, auch ihrem ganzen Geschlechte, so viel sie könne, von Nutzen sei“ (S. 31). Wir sehen, Anna Maria hat die griechische Philosophie mit Erfolg studirt: ihr ist die Tugend lehrbar. In seiner liebenswürdigen Entgegnung hat Rivetus die begeisterte Prophetin darauf hingewiesen, daß die Gelehrtesten so oft von Gott sich entfernen, während das kindliche Gemüt in Herzenseinfalt die Wunder Gottes schaue und preise (S. 89).

Am wenigsten glücklich verfährt meines Erachtens die Gelehrte in den Argumenten, die rein logisch, deduktiv beweisen sollen. So sagt z. B. Argumentum X: Die Wissenschaften schützen vor Ketzereien, folglich geziemen sie der christlichen Frau. Sie übersieht, daß mit solcher Argumentation sich leicht auch der Heeresdienst der Frauen als ziemlich erweisen läßt. Oder auch Argumentum XII: Alles, was zu wahrer Geistesgröße verhilft, geziemt der christlichen Frau. Das Studium verhilft zu wahrer Geistesgröße. Folglich geziemt der christlichen Frau dieses Studium. Den Beweis, daß allein wissenschaftliches Studium Geistesgröße bewirkt, vergißt sie zu bringen. Sie macht eben viel zu ausgiebigen Gebrauch von der Gleichheit des Mannes und des Weibes, die ihr durch naive logische Subsumirung dieser Begriffe unter den des Menschen feststeht. Den geschichtlichen und natürlichen, also grundsätzlichen Unterschied beider Geschlechter verkennt sie zu sehr. Sie scheint nur einen Unterschied der Individuen hüben und drüben zu statuiren, wie sie denn zugiebt, daß zur Zeit weniger Frauen als Männer hervorragende geistige Begabung zeigen, und zufrieden ist, wenn ihr nur zugestanden wird, daß eine ganze Reihe Frauen mit gutem Erfolge studiren könnten. Dies Zugeständnis sei allerdings nur Männern möglich, die ohne furchtsame Eifersucht die Auszeichnungen neuer Kräfte auf einem Gebiete sähen, das bisher ihnen ausschließlich vorbehalten war.

Ist der gelehrten Jungfrau nun geworden, was sie in der Dissertation erstrebte? — Gewiß, die gelehrte Welt zollte ihr Anerkennung in reichstem Maße; aber nur, weil sie Anna Maria von Schürman war, und trotzdem sie dem andern Geschlechte angehörte. „Niemanden wirst du zu deiner Ansicht bekehren,“ hat ihr Rivetus freimütig geantwortet (S. 81). Die öffentliche Meinung hat sie in der That nicht umgestaltet.

Es war die ideale Schrift ihrer Jugend. Die gereifte Labadistin vermag sie nicht mehr zu vertreten. Auf die Jahre, die der Gelehrsamkeit gewidmet waren, schaut sie später zurück als auf eine Zeit eitler Ruhmsucht; so glaubt sie selbst der Gefahr erlegen zu sein, vor der sie einst, wie wir sahen, warnte. „Das gute Teil“ (Eukleria!) hat Maria nach dem Bekenntnis der Biographie erst in der religiösen Gemeinschaft der Männer und Frauen gefunden und erwählt, die sich um Labadie zur Pflege wahrer Frömmigkeit scharten.

W L

Bücher und Schriften

(Staat und Kirche in der Religionsgeschichte) Von Professor Hermann Schultz. Festrede zur Akademischen Preisverteilung [in Göttingen] am 29. Mai 1895 gehalten. Göttingen; 22 S. 30 Pfge.

Diese im besten Sinn akademische, ebenso knappe als gedankenreiche, geistvolle Rede sei allen warm empfohlen, die für die moderne Frage nach dem Verhältnis von Staat und Kirche ein Interesse haben. Der kurze Ueberblick über das Verhältnis beider Größen zu einander von den Zeiten der niedrigsten Kultur an endet in der Gegenwart vor den mancherlei Schwierigkeiten, an denen jenes Verhältnis heute krankt. Der Verfasser nimmt klare und entschiedne Stellung, ohne ins einzelne sich zu verlieren. Als die dem Christentum entsprechendste Form der Kirche erscheint ihm die Landeskirche. Mit dieser Formel ist bereits auch ein bestimmtes Verhältnis des Staates zur Kirche ausgesprochen. Damit ist die Form der Staatskirche abgelehnt, die „nicht auf den Boden einer universalen Religion paßt“ (S. 17). „Die Staatskirche ist tot, und niemand möge wünschen, sie aufzuwecken.“ In der Zivilehe und der daran sich anschließenden Gesetzgebung hat der Staat „die Folgerung aus der Auflösung der Staatskirche gezogen.“ „Er wird auch den religiösen Eid als Mittel für seine Rechtspflege und den Summepiskopat des Landesfürsten aufgeben müssen“ (S. 19). Eine Landeskirche kommt dann zustande, wenn ein Volk im wesentlichen christlich ist, sich also Volk und Kirche im wesentlichen decken, die Kirche sich der Rechtsordnung des Staates vertrauensvoll fügt, der Staat aber, in Erkenntnis des Wertes einer religiösen Gemeinschaft wie die christliche, zwar die innern Angelegenheiten der Kirche nicht anrührt, die Kirche aber schützt und das Rechtsleben in ihr überwacht. Bei dieser prinzipiellen Stellung von Staat und Kirche zu einander sind alle, auf Freikirchentum hindrängenden Schwierigkeiten lösbar. Nur wenn der Staat widerchristlich wird oder jene prinzipielle Stellung zur Kirche verläßt, kann sich die Kirche in die Form der Freikirche retten, um von diesem Standpunkt aus „die Gesellschaft wieder zu erobern“ (S. 21). Das in kurzen Zügen die Spitze, auf die das Ganze hinausläuft. Auf die vorzügliche geschichtliche Entwicklung einzugehen, verbietet uns der Raum. Wir hoffen, daß viele sich daran erfreuen und davon fördern lassen. P Drews

(Licht- und Schattenbilder aus dem Alten Testament) von C. Hackenschmidt. Gütersloh, Bertelsmann, 1893. 140 Seiten. 8°. 1,20 Mk., geb. 1,80 Mk.

Das Alte Testament ist eine „unerschöpfliche Fundgrube göttlicher Fingerzeige für das häusliche Leben.“ Unter diesem Gesichtspunkte behandelt der Verfasser, auf dessen gesunde Anschauungen schon neulich in diesem Blatte (Nr. 42) hingewiesen wurde, die alttestamentlichen Geschichten. Um deren sogenannte „heilsgeschichtliche“ Bedeutung kümmert er sich wenig, um die Kritik gar nicht. Abraham, Isaak und Jakob sind ihm wirkliche Menschen, geplagte Familienväter und vor allen Dingen — arme Sünder. Denn er schreibt Licht- und Schattenbilder. In frischer, lebendiger und volkstümlicher Tonart giebt er dem Leser so manches für sein eignes Leben mit, das freilich zuweilen mit der Geschichte nur im losen Zusammenhange steht. Summa: das Buch ist als Muster praktischer Auslegung alttestamentlicher Geschichte zu empfehlen, wenn man das Alte Testament einmal so behandeln will.

O Baltzer

(Zur Schulaufsichtsfrage) Vortrag von W. Rein, Jena. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne. 21 S. 40 Pfge.

Professor Rein macht im Eingange seines Vortrags mit Recht darauf aufmerksam, daß die ideelle Wertschätzung des Volksschullehrerberufs und die thatsächliche Stellung des Standes heutzutage sich noch nicht in Harmonie mit einander verbinden. Es besteht darum auch zwischen den Bestrebungen der Sozialdemokratie und denen des Volksschullehrerstandes eine gewisse Uebereinstimmung: beide wollen anders, d. h. höher gewertet und gelohnt werden, und beide streben nach einem höhern Maße von Bildung. Die Frage der Lehrerbildung und Besoldung bleibt nun hier außer Betracht; es handelt sich um die Frage der Schulausicht, d. h. wie diese zu gestalten sei, damit den Arbeitern in der Schule der Spielraum für die Bethätigung individueller Auffassungen nicht zu eng bemessen werde und Wärme und Frische in der Arbeit nicht verloren gehe. „Wo frisches Leben pulsiren soll, da muß eine gewisse Freiheit herrschen.“ So wahr dies Wort ist, so zutreffend auch das andre: „Die Aufsicht darf niemals als ein Druck empfunden werden, wenn sie wirken soll, sondern wie ein Freundschaftsdienst, der zur Förderung der persönlichen Wirksamkeit des Andern geschieht im Dienste der Sache, der Erziehung unsrer Jugend.“ Dieses Ziel zu erreichen, verlangt der Herr Verfasser Fachaufsicht, d. h. im Schulwesen sollen Schulmeister die Aufsicht führen. Die Lokalschulinspektion, die heute meistens in den Händen der Geistlichen liegt, falle weg, die Kreisschulinspektion werde überall theoretisch tüchtigen und praktisch bewährten Lehrern als Hauptamt übertragen; ihre Bezirke dürfen nicht zu groß sein, damit es ihnen möglich ist, ihr Gebiet zu übersehen und zu beherrschen, als treuer Berater und Anwalt den strebsamen Lehrern zur Seite zu stehen, die ungetreuen aber zu mahnen und zu spornen und

o die Jugenderziehung nach allen Seiten kräftig zu unterstützen. In)en einzelnen Gemeinden bestehe ein Schulvorstand, der keine Beaufichtigung des technischen Betriebs der Schularbeit übernimmt, vielmehr)on ihr ausgeschlossen ist, der aber doch Gelegenheit genug finden vird, „seine Pflege für alles Aeußere des Schulwesens sowie sein Interesse am Schulleben zu bekunden.“ Der Geistliche ist Mitglied ieses Schulvorstandes und „wird es verstehen, mit dem Lehrer in ein reundschaftliches Verhältnis zu treten und ihn auf eine Stufe zu heben, ie dem Bildner der Jugend angemessen und dem Führer der Gemeinde villkommen ist. Beide marschieren also äußerlich zwar getrennt, aber nnerlich verbunden wirken sie gemeinsam auf das gleiche Ziel hin.“ — Mit Reins Idee sind wir einverstanden. Diese Weise, die Schulaufsichtsrage zu lösen, ist auch längst — wie es auch in dem Vortrag ausge)rochen wird — von Dörpfeld, Zillessen u. a. vorgeschlagen worden. Benn sich bei Regelung der Frage in dem dargelegten Sinn in recht ielen Orten das Verhältnis von Pfarrer und Lehrer so, wie der erfasser hofft, gestaltete, so würde es jedermann mit Freuden beüßen. Aber schon der Satz: „Der Geistliche werde den Lehrer uf eine Stufe zu heben wissen, die . . .“ wird dem links gechteten Teil der Lehrerwelt wenig behagen. Wie der Schulvorstand ısammenzusetzen und welche Befugnisse ihm zu übertragen seien, hat r Verfasser nicht ausgeführt, wir glauben nicht zum Vorteil seiner chrift. Auch ist er sehr im Irrtum, wenn er meint (S. 7), die Einchtung von Schulinspektionen im Hauptamt sei ohne finanzielle Opfer öglich, eine Anschauung, die ja auch S. 12 schon eingeschränkt wird. - Die Schrift ist „dem Andenken Friedrich Wilhelm Dörpfelds“ geidmet, dessen Idee auf diesem Gebiet sie vertritt. — Die Bemerkung, r Vortrag sei „in den Kaisersälen zu Halle a. S.“ gehalten worden, ıde ich sonderbar; viel mehr als das Lokal, in dem, würde doch das ıblikum, vor dem er gehalten wurde, interessirt haben, oder der Ver-ı, der ihn veranlaßt hat.

P Diehl

(Die weibliche Diakonie) ist der Gegenstand von drei sehr veriedenartigen Schriftchen, die mir zur Anzeige vorgelegt sind. Theodor chäfer, Vorsteher der Diakonissenanstalt zu Altona, der hauptsächlichste terarische Vertreter der Diakonissenhausarbeit und der Innern Mission erhaupt, hat in seinem „Diakonissenkatechismus“ das „Diakonissenleben Licht des lutherischen Katechismus“ schildern wollen (Gütersloh, rtelsmann; 199 S.), eine Ausführung des Entwurfs, nach dem er t zwölf Jahren seinen Schwestern in der Rüstzeit den Einsegnungsterricht erteilt hat. Ausgehend von dem Gedanken, daß „der Christenruf und der Diakonissenberuf konzentrische und in ganz gleichem Niveau gende Kreise sind,“ giebt der Verfasser eine Beleuchtung des Diakosenberufs durch den Katechismus. — Frau Adine Gemberg giebt ihrer Schrift „Die evangelische Diakonie“ (Berlin, Deutsche Schriftlergenossenschaft; 168 S.) einen glänzend geschriebnen, vielseitig anenden, dennoch im Grunde ungenügenden „Beitrag zur Lösung der auenfrage.“ Gegnerin der Frauenemanzipation und besonders des tlichen Studiums der Frauen, sucht die Verfasserin nachzuweisen, daß einfache, die ganze Frauenfrage lösende Formel sei: werdet Diakoen! „Die Emanzipation will dem Manne entreißen, was er selbst ucht, um zu leben und seine Familie zu erhalten, die Diakonie daen tritt von dem Manne still und anspruchslos weg, stört und beengt nirgend und erreicht doch das Ziel der Frauenversorgung innerhalb höhern Gesellschaftsschichten.“ Bisher galt die Diakonie als Mittel, dern, hiernach soll sie ein Mittel sein, sich selbst zu helfen. s ist eine so völlige Umkehrung des frühern Begriffs, daß sich Diakonie gegen diesen Vorschlag aufs ernsteste verwahren muß; r auch die Frauenbewegung wird und kann damit nicht zufrieden . Trotzdem bleibt viel Einzelnes in diesem Schriftchen lesens- und htenswert, und jedenfalls stellt es unsrer Diakonie einmal deutlich Problem: welche Hilfe kann die Diakonie der Frauennot bringen? ist verhängnisvoll gewesen, daß die Kirche in der Meinung, durch Diakonissenhäuser das Nötige geleistet zu haben, bislang die Frauene unbeachtet gelassen hat. Diakonie und Frauenbewegung sind klich auf einander angewiesen, aber doch in andrer Weise als Frau nberg fordert. — „Noch einmal die Diakonissenfrage“ behandelt xander von Oettingen in einem Worte zur Verständigung ja, Hörschelmann; 48 S.). Der Verfasser vertritt die nun vielg, erst jüngst im Bonner Ferienkursus von Professor D. Sachsse, bne Forderung einer wirklichen „Gemeindediakonie“ statt der „Verdiakonie“ der Diakonissenhäuser, und verteidigt seine 1892 aufgeen Thesen zur Diakonissenfrage, indem er sie zugleich schärfer forirt. Er hat den Versuch gemacht, eine Bildungsanstalt für Krankenerinnen in der Reichenberg-Mellinschen Heilanstalt zu Dorpat zu ünden, die von dem Diakonieseminar des — auch von v. Oettingen erwandt angeführten — Evangelischen Diakonievereins sich wesentlich rch unterscheidet, daß er nicht ein bestehendes Krankenhaus als Lehr-: benutzt, sondern, wie die Diakonissenhäuser, für die Ausbildung in Krankenpflege ein eignes Krankenhaus einrichtet. — Also viel Leben all auf dem Gebiete der weiblichen Diakonie, freilich auch Not genug.

Zimmer

(Was lehrt uns Kloster Mariaberg?) Rückblicke auf den Prozeß age und Genossen. Von einem Menschenfreunde. Leipzig, O. Grack-. 50 Pfge.

Wenn wir auf diese Broschüre, die im übrigen kaum etwas Neues lt, mit einigen Worten zu sprechen kommen, so geschieht es deshalb, sie die Forderung aufstellt, daß die geistliche Irrenpflege ganz von Bildfläche verschwinden solle. Dagegen möchten wir protestiren. Es ı ja unzweifelhaft grauenvolle Zustände in Mariaberg geherrscht, es sind bei dem Prozeß grelle Schlaglichter auf Entartungen im

katholischen Ordenswesen und auf die Gefahren des hierarchischen System gefallen; es mag auch hie und da in evangelischen Irrenanstalten nich immer nach allen Regeln der Psychiatrie zugehen: aber deshalb die geistliche Irrenpflege überhaupt verbieten, heißt doch, gelinde gesagt, das Kind mit dem Bade ausschütten. Man könnte sichs noch gefallen lassen, wenn die Abschaffung aller Privatanstalten der Art gefordert würde. Aber das geschieht weder hier, noch hat es das Abgeordnetenhaus seinerzeit gefordert. Wollte man nun einer religiösen Vereinigung versagen, was man dem Konsortium einiger Aerzte und Kapitalisten gestattet, nämlich eine Privatirrenanstalt zu gründen, so liegt dafür in den Ergebnissen des Prozesses Mellage doch kein genügender Grund vor. Ob der leitende Arzt von einer religiösen Vereinigung oder von einem Geldmann abhängig ist, bleibt sich doch zum mindesten gleich. Und die psychiatrische Bildung giebt noch nicht die Gewähr, daß ihr entsprechend in weltlichen Privatirrenanstalten auch verfahren würde. Aerzte sind doch ebenso gut schwache Menschen wie Geistliche; und wollte man Einzelbeobachtungen verallgemeinern, so ist der ärztliche Stand aus dem Alexianerprozeß ebenso belastet hervorgegangen wie der geistliche. Dazu kommt, daß sich für den so überaus schwierigen und undankbaren Beruf des Wärters noch eher Leute finden, wenn er irgendwie religiös gefaßt, als wenn er bloß ein bezahltes Handwerk ist. Hat doch Medizinalrat Siemens kürzlich auf der Jahresversammlung deutscher Irrenärzte geäußert: „Es ist kaum glaublich, daß sich überhaupt Leute zu diesem undankbaren, schlecht bezahlten, schweren und auch gefahrvollen Dienste finden.“ Und wenn er vorschlägt, diesen Dienst durch staatliche Auszeichnungen begehrenswerter zu machen, so wird jeder zugeben, daß das Motiv des Ehrgeizes oder der Gewinnsucht weder in seiner Kraft noch in seinen Wirkungen an religiöse Motive heranreicht. Sodann sind die weltlichen Privatanstalten vielmehr von dem Ausfall der geschäftlichen Bilanz abhängig als die religiösen, weil diese auf Beisteuern und Opfer rechnen können. Es ist deshalb erfreulich, daß der Verein deutscher Irrenärzte jetzt nicht soweit gegangen ist, die Aufhebung der religiösen Privatirrenanstalten zu fordern, wie es freilich sein schon erwähnter Referent den Zeitungsberichten nach gethan hat. Das schließt nicht aus, daß die Behandlung der Kranken auch in solchen Anstalten gern für geschulte Irrenärzte vorbehalten werden mag — obwohl sicherlich auch die heutige Psychiatrie noch nicht das letzte Wort in der Erkenntnis der Geisteskrankheiten gesprochen hat. So ist z. B. auf dieser selben Jahresversammlung von verschiednen Seiten die Existenz eines Querulantenwahnsinns bestritten und damit zugegeben worden, daß dieser Wahn nicht auf Veränderungen im Gehirn beruhe. Wer weiß, ob die Psychiatrie nicht auch noch für andre Arten des Wahnsinns zu ähnlichen Ergebnissen kommt und damit zu dem Zugeständnis, daß in manchen Fällen geistiger Störung der Seelsorger doch eher zuständig sei als der Irrenarzt — wenns ein verständiger Seelsorger ist.*)

Habermann

(Kirchenschmuck und Kirchengerät) Von Richard Bürkner. Gotha, 1892. 178 S. 3 Mk.

„Immer wieder muß es beklagt werden, daß unsern Pfarrern nur allzu häufig jeder künstlerisch gebildete Geschmack, jeder Sinn für das kirchlich Würdige, ja jede Empfindung für die einfachsten Regeln des Schicklichen abgehen“ (S. 5). „Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Vergleich der Kirchenpflege zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche sehr zu Ungunsten der letztern ausfällt“ (S. 177). Hart ist, was der Verfasser hier ausspricht, aber es trifft für weite Kreise vollkommen zu, und man kann das Urteil auch auf das geschichtliche Verständnis der kirchlichen Denkmäler ausdehnen. Hier ist in der evangelischen Kirche viel nachzuholen, viel zu lernen. Schon lange regt sichs freilich auch hierfür, und der Anzeichen werden immer mehr, daß es jetzt frischer und rascher vorwärts gehen werde. Ein solches ist auch das vortreffliche Buch von Pfarrer Bürkner, und ich bedaure nur, daß ich so spät erst in diesen Blättern darauf hinweisen kann. Wir haben hier knapp, aber reichhaltig und weiter weisend einen praktischen Ratgeber für die rechte Ausrüstung und Ausschmückung des evangelischen Gotteshauses. Die Bilder, die hier zu verwenden sind, und die verschiednen Arten der Bildnerei erörtert der erste Teil, der zweite behandelt mit Voranstellung geschichtlicher Ueberblicke Form und Ausstattung der liturgischen Stätten (Altar, Kanzel, Lesepult, Taufstein). Es folgen die übrigen Geräte, die Teppiche, die Beleuchtung, die Ausstattung der kirchlichen Nebenräume und zum Schluß ein Kapitel über Anschaffung und Pflege der kirchlichen Utensilien mit praktischen Winken über Bezugsquellen und technische Behandlung. Treffliche Grundsätze sind es, die der Verfasser in glücklicher Vereinigung feinen künstlerischen und kirchlichen Taktes auf der Grundlage gründlicher geschichtlicher Bildung entwickelt. Gleich entfernt von pedantischer Altertümelei wie von dem Kultus subjektiver Liebhabereien hat er durchweg das Wesentliche, die Erfordernisse des evangelischen Gottesdienstes und der rechten christlichen Kunst und dabei stets das praktisch Erreichbare im Auge. Wie beherzigenswert sind allein schon seine Bemerkungen über echtes und unechtes Material bei der Ausschmückung unsrer Kirchen oder über die verschiednen Strömungen in der kirchlichen Kunst der Gegenwart! Das Buch ist darum mehr als ein Berater für den einzelnen Fall: es wird, zumal bei der lebendigen Frische seiner Darstellung, der kirchlichen Kunst der Gegenwart und der Vergangenheit Freunde werben und die Aufgabe fördern helfen, in deren Dienst es sich gestellt hat, „das kirchliche Stilgefühl zu wecken, den Sinn für das kirchlich Schöne und Würdige zu beleben.“

J Ficker

---

*) Bekanntlich sind inzwischen Bruder Heinrich und Bruder Irenäus als des Meineids nicht überführt freigesprochen worden. D H

(Dreizehn Jahre Hofprediger und Politiker) von Adolf Stöcker. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 61 S.

Diese Broschüre ist die Sonderausgabe der sieben Artikel, die Stöcker in seiner Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung Nr. 38 bis 44 unter der Ueberschrift: Die falsche Kartellpolitik Deutschlands Verhängnis veröffentlicht hat. R

Für den Weihnachtstisch

(Die Mutter unter ihren Kindern) Von A. Sapper. Stuttgart, Gundert. Geb. 2 Mk. 40 Pfge.

Die Verfasserin, die uns durch zwei Bändchen reizender Kindergeschichten bekannt ist, wendet sich diesmal an die Mütter, um in lebendiger, anschaulicher Form die Grundsätze mitzuteilen, die sie als gewissenhafte erfahrene Mutter, mit einem warmen Verständnis für das kindliche Gemüt ausgestattet, bei der Erziehung ihrer Kinder befolgte. Manche junge Mutter trifft instinktiv das Richtige, während eine andre schmerzlich ihre Ratlosigkeit gegenüber der verantwortungsvollen Aufgabe empfindet, die mit der Erziehung der Kinder an sie herantritt. Die Verfasserin weist nach, daß mit der Erziehung des Kindes schon in dessen erstem Lebensjahr begonnen werden muß, sie giebt Anleitung zur Behandlung eigensinniger und schwach begabter Kinder, auch kommen alle die Fehler und Unarten zur Sprache, die sich in der Kinderstube und später bei den Schulkindern zeigen, und die schwierige Frage der Strafen wird eingehend erörtert. Wir sehen ferner die Mutter am Krankenbett ihres Kindes, und eine Anzahl niedlicher Erzählungen, die dem Büchlein eingefügt sind, sollen dem kleinen Patienten zum Zeitvertreib dienen. Ebenso ist von der wichtigen Obliegenheit der Mutter, nötigenfalls als taktvolle Vermittlerin zwischen dem Vater und den Kindern einzutreten, die Rede, und auch die Frau, der in ihrer Stellung als Stiefmutter eine besonders schwierige Aufgabe zuteil geworden ist, findet liebevolle Ratschläge zur richtigen Auffassung und Ausübung ihres Berufs. Allen Müttern aber wird das Wort ans Herz gelegt: „Ohne mich könnt ihr nichts thun." A K

(The Wages of Sin) by Lucas Malet. 2 Bde. Leipzig, Heinemann und Balestier. 3,20 Mk.

Man sagt in England, unter dem Pseudonym Lukas Malet schreibe Kingsleys Tochter. Diese Thatsache giebt dem ohnehin lesenswerten Buch ein besondres Interesse. Die Verfasserin sagt einmal von ihrem Helden, man solle nicht vergessen, daß er der Sohn eines Geistlichen sei, und daß das Wort: „Einmal ein Priester, allzeit ein Priester" eine tiefere Wahrheit berge, als man gemeinhin anerkenne. „Die Lehre, die das Kind predigt, mag überraschend verschieden sein von der Lehre, die der Vater gepredigt hat, aber irgend eine Lehre wird auch das Kind sicherlich verkündigen — so mag sich der, der keine Vorträge hören will, aus dem Staube machen." Sie selbst predigt uns auch, predigt nicht mit viel Worten, aber durch die ganze Geschichte ihres Helden in erschütternder Weise die große Wahrheit, daß die Sünde ihren Lohn schon hienieden findet, und daß die Strafe nicht nur den Sünder selbst trifft, sondern mit ihm die, die ihm am nächsten stehen. — Der Roman spielt in Künstlerkreisen, der Held ist ein Maler, und ich kann das durch und durch moderne Buch nur mit einem Bilde vergleichen, wie sie heutzutage gemalt werden. Ideale Gedanken liegen demselben zu Grunde, mit großer Kunst ist es gemacht, und es ist ihm die Lebenswahrheit nicht abzusprechen; aber es wird uns auch kein Detail, und sei es das abschreckendste und traurigste, geschenkt, wenn es gilt, diese Lebenswahrheit greifbarer zu machen. Und das ist meiner Ansicht nach falsch. Denn vergessen wir nicht in Wirklichkeit, wenn wir ein malerisch gelegnes Städtchen vor uns sehen, über dem Sonnenglanz, der die alten Giebel vergoldet, das Elend und den Schmutz, die im Schatten der engen Gäßchen sich bergen? Und übersehen wir nicht die häßlichen Züge eines Gesichts um seines edeln Ausdrucks willen? Das wird von unsern jetzigen Schriftstellern und Malern viel zu wenig bedacht. — Ich habe mich oft während des Lesens gefragt: Kann das wirklich Kingsleys Tochter geschrieben haben? Vielleicht erinnern die Naturbeschreibungen an ihn, aber sie sind bei aller Schönheit mitunter fast gesucht. Auch die feine Beobachtungsgabe für scheinbar kleine äußere Angewohnheiten, einzelne Bewegungen oder charakteristische Gesichtszüge, die oft für das ganze Wesen eines Menschen so bezeichnend sind, mag vom Vater ererbt sein. Aber der lebensfrohe, sonnige Zug, der durch Kingsleys Schriften trotz allen Ernstes hindurchgeht, fehlt ihr ganz. Auch wo er uns traurige Verhältnisse schildert, ist es doch, als leuchte ein kleiner Hoffnungsstrahl durch all das Elend, als könnte es noch besser werden, und wenn nicht mehr hienieden, so doch in jenem neuen Leben, von dem er so gern und so schön zu uns redet. Ganz anders hier. Erbarmungslos, unerbittlich bricht das Strafgericht über Colthurst, den Helden, herein. Wir sehen es kommen, er hat es nicht anders verdient — wir sind überzeugt, erschüttert, aber unser Herz verlangt mehr. Es nimmt uns Wunder, daß eine Tochter Kingsleys den trostreichen Schluß des Apostelwortes „der Tod ist der Sünde Sold" zu vergessen scheint. „Aber," fährt Paulus Röm. 6, 23 fort, „die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn." H v D

(The Kings Last Vigil and other Poems) by Lady Lindsay. London, Kegan Paul & Co.

Ein kleiner, hübsch ausgestatteter Band lyrischer Gedichte, die in England von der Kritik allgemein günstig aufgenommen worden sind. Formgewandtheit und Durchsichtigkeit der Sprache zeichnen sie vor vielen englischen Dichtungen ganz besonders aus. Die englische Lyrik ist oft schwerfällig und ermüdet den Leser durch Bezugnahme auf Dinge, die eigentlich nicht in ihr Gebiet gehören. Das ist hier anders. Lady Lindsay

weiß uns ihre Stimmungen fühlbar zu machen und uns ohne Anstrengung unsrerseits in ihre Gedankenkreise zu ziehen.

„Des Königs letzte Nachtwache" ist von großer poetischer Kraft. Es schildert in visionärer Weise die Gewissensnot eines Sterbenden, der nichts Gutes an sich und seinem Leben zu entdecken vermag, und dem zuletzt eine Stimme kündet, daß gerade sein zitternder angsterfüllter Glaube von Gottes mächtiger Kraft getragen werde.

„Die Legende in der Legende" handelt vom heiligen Franziskus. Als er den Vögeln gepredigt hat, träumt er, daß sie nun ihm predigen, und sinnig und fein hat jeder als Bote Gottes ihm etwas Besondres zu verkünden. Doch sind die wenigsten Gedichte religiösen Inhalts. Fast alle Phasen und Stadien aus dem Frauenleben ziehen an uns vorüber. Alle sind erfüllt von feinem Empfinden, zuweilen originell — und großem Ernst. Viele nicht ohne einen Hauch von Schwermut, der die Segel aber nach einem Land der Erlösung hin schwellt.

Charlotte Broicher

Verschiedenes

(Erklärung) Die Kölnische Volkszeitung Nr. 710 schreibt:

Professor Mirbt und das ungarische Fluchformular

Der Professor der Kirchengeschichte an der Universität Marburg, C. Mirbt, hat soeben Quellen zur Geschichte des Papsttums herausgegeben. Sie sind in erster Linie für die Studirenden der Theologie bestimmt und in der Absicht ausgewählt, „die verschiednen Seiten des Papsttums zu charakterisiren." Unter diesen „Quellen" wird als Nr. 134 das ungarische Fluchformular ganz abgedruckt, ohne dabei zu bemerken, daß es die Erfindung eines protestantischen Hetzers ist. Ein Fragezeichen wird nur zur Jahreszahl 1676 gesetzt: „Das ungarische Fluchformular (1676?)." Als Quellen werden angegeben Streitwolf und Klener, W. Giefers, Scheeben, Hirsche. Ueber die erstere Quelle schrieb 1844 der protestantische Professor Köllner in seiner Symbolik (II, 162): „Es ist sehr unrecht, daß sie das Formular den kirchlichen Symbolen der römisch-katholischen Kirche hinzugefügt haben." Seither ist viel neues Material beigebracht worden, um die Fälschung bis zur Evidenz zu beweisen. Wir fragen: „welche Seite des Papsttums" will Mirbt „charakterisiren" mit dem Zerrbilde, das nach dem Ausdrucke des alten Görres „das Zeichen der Lüge, dem Dümmsten leserlich, gleich vorn auf der Stirn trägt?" Es ist nicht mehr eine wissenschaftliche Ungehörigkeit, sondern eine Unverschämtheit, ein so „albernes Märchen" unter Quellen zur Geschichte des Papsttums abdrucken zu lassen.

Gegenüber diesem Artikel erkläre ich Folgendes:

1. Das in meinen „Quellen zur Geschichte des Papsttums" (Mohr, Freiburg i. B. 1895) als Nr. 134 (S. 206 bis 208) abgedruckte „ungarische Fluchformular" halte ich ebenso für eine Fälschung wie der anonyme Verfasser jenes Artikels. Dem sachkundigen Leser habe ich dies dadurch angedeutet, daß ich nach der Angabe über die Herkunft des von mir gebotnen Textes (Streitwolf und Klener, Libri symbolici ecclesiae catholicae, Göttingen 1838, II 343 ff.) zuerst zwei Untersuchungen namhaft machte, die die Unechtheit des Fluchformulars erweisen oder behaupten (W. E. Giefers, das ungarische Fluchformular u. s. w., Paderborn 1866; Scheeben, Kirchenlexikon von Wetzer und Welte. 2. Auflage, Band IV, S. 1585 f.) und darauf nur eine nenne (K. Hirsche, das ungarische Fluchformular, Osnabrück 1853), die den entgegengesetzten Standpunkt vertritt.

2. Die Aufnahme dieser Fälschung in meine Sammlung erfolgte deshalb, weil sie zu den interessantesten Dokumenten der Auseinandersetzungen zwischen römischer und evangelischer Kirche gehört und eine in hohem Grade instruktive wie umfangreiche Litteratur hervorgerufen hat (vergl. z. B. Köllner, Symbolik der heiligen apostolischen katholischen römischen Kirche, Hamburg 1844, S. 160 bis 162). Uebrigens enthält die Sammlung noch andre Fälschungen, die historische Bedeutung erlangt haben.

3. Das in den „Quellen" mitgeteilte Material greift vielfach über die Geschichte des Papsttums im engern Sinn hinaus. Denn die im Vorwort angegebne Absicht, „die verschiednen Seiten des Papsttums zu charakterisiren", wurde dadurch nicht vereitelt, daß manches wichtige Stück aus den Grenzgebieten der Geschichte des Papsttums mit herangezogen und dadurch dem ins Auge gefaßten Leserkreis näher gerückt wurde. Der Abdruck des Fluchformulars war ebenso wenig ein Beitrag zur Kennzeichnung des Papsttums als die Wiedergabe der wichtigen Sätze des Vincenz von Lerinum 434 über die Kriterien der Katholizität (Nr. 42, S. 22) oder des bekannten Publizisten Marsilius von Padua 1324 (Nr. 100, S. 91 ff.), der dogmatischen Dekrete des tridentinischen Konzils (Nr. 115 bis 125, S. 124 bis 187) oder der Religionsartikel der preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 (Nr. 147, S. 247).

Da den Freunden der „Christlichen Welt" von Herrn Professor Krüger in Gießen meine „Quellen" zur Beachtung freundlich empfohlen worden sind (Nr. 39, Jahrg. 1895), schien es mir angebracht, die vorstehende Klarstellung demselben Kreise vorzulegen. Vielleicht ist auch die Art und Weise, wie die Kölnische Volkszeitung sich hat vernehmen lassen, für den einen oder andern Leser von einigem Interesse. Da ein von den Leitern derselben mir zugesandter Prospekt des Blattes unter den „freiwilligen Urteilen" aus der Mitte der Abonnenten auch die Belobigung „wegen des vornehmen Tons" registrirt, ist anzunehmen, daß die Redaktion auf diesen Charakter der Zeitung einiges Gewicht legt. Der oben abgedruckte Artikel zeigt, wie sehr diese vornehme

Haltung „dem einflußreichsten unter den Organen des Zentrums“ zur zweiten Natur geworden ist. Carl Mirbt

(Evangelischer Trostbund) Unter diesem Namen hat sich in Berlin ein neuer Verein gebildet, in dessen Vorstand der Kultusminister, der Vizepräsident des Oberkirchenrats, sechs Generalsuperintenden, außerdem Konsistorialpräsidenten, Geheimräte u. s. w. sitzen. Ein großer Apparat für einen recht kleinen — aber guten Zweck. Der Verein hat sich nämlich die Aufgabe gestellt, „im Bereiche der sämtlichen evangelischen Landeskirchen Preußens (warum in dieser Begrenzung!) dafür Sorge zu tragen, daß bei Todesfällen den Hinterbliebnen christliche Trostschriften unentgeltlich zugänglich gemacht werden.“ Diese Aufgabe wird erfüllt durch Herausgabe geeigneter Trostschriften und durch freie Abgabe an Agenten. Die bisher erschienenen Trostschriften im Umfange von je zwei bis drei Seiten sind schlicht, warm, zweckentsprechend; am wenigsten geeignet ist uns die „Wiedersehen“ betitelte. Sehr gern hätten wir darüber Aufschluß, wer über die Auswahl der Manuskripte zu entscheiden hat. Hoffentlich nicht Herr Hülle allein, der der Schriftführer und Geschäftsleiter zu sein scheint; — sonst würden unsre Sympathien wesentlich eingedämmt. E F

(Baumgärtner †) Die nachgelassenen Arbeiten des verstorbnen Dr. Baumgärtner, wie sie in der Christlichen Wet abgedruckt werden, rufen mir sein Bild lebhaft in die Erinnerung zurück.

Im Winter des vergangnen Jahres habe ich ihn wiederholt in Davos-Dörfli aufgesucht. Ich habe da einen schwerkranken jungen Mann getroffen. Schon seit Jahren litt er an Schwindsucht. Zuerst hatte er im Süden Heilung gesucht. Vergeblich. Er hatte sich dort nur verschlimmert [teilweise abgeschnitten: …eichlicht]. Und nach neuen Rückfällen der Krankheit fristete er jetzt — wohl schon im dritten Jahre — sein Leben in dem kräftigen Gebirgsklima von Davos. Anfangs lag er dort in dem Turbanschen Sanatorium in Davosplatz, tagaus tagein von früh morgens bis spät abends an den Liegesessel in der Veranda gefesselt. Kaum hatte er dann die Anstalt verlassen, als schwere Blutungen ihn auf ein langes Krankenlager warfen. Als er sich etwas erholt hatte, suchte er die größere Stille des Dörfli in Davos auf. Eine schön gelegne Wohnung erleichterte ihm die Gefangenschaft, und bei seinem Bedürfnis nach Ruhe zog er sich immer mehr in die Einsamkeit zurück. Selbst an dem geselligen Mittagstisch im benachbarten Hotel nahm er nicht mehr teil. Er lebte zuletzt ganz als Einsiedler. Nur ein kleiner Kreis von Leuten, die den edeln Kranken ins Herz geschlossen hatten, suchte ihn regelmäßig auf. Er war müde geworden durch die lange schwere Krankheit, totmüde. Er sehnte sich fort von Davos, das ihm öde geworden war durch die vielen öden Menschen dort und durch die öde, tote Gegend. „Auch der kühnste, schönste Felsen — sagte er zu mir und wies von seinem Fenster auf das Tinzenhorn — ist doch täglich dasselbe steinerne und tote Bild; das macht das Auge müde und die Sinne stumpf.“ Er dachte an die lebendigen bewaldeten, blühenden Hügel seiner Heimat, die er dennoch nicht aufzusuchen wagte. Der Tod drohte ihm, wenn er Davos verließ, an dessen Klima sich seine Lunge gewöhnt hatte.

Die meisten Schwerkranken nach Art Baumgärtners gehen an ihrer Krankheit geistig zu Grunde. Jahre lang die beständige Sorge um des Leibes Wohlergehen! Jahre lang eine einförmige, erschlaffende Kur! Jahrelang der Kampf mit dem Fieber, das den Kranken fast nie ganz verläßt, das ihm unablässig erschwert, die Sinne beisammen zu halten und zu zügeln! Jahrelang der Aufenthalt unter einer erdrückenden Mehrzahl von Menschen, die nichts kennen als die Sorge um sich, denen ihre und ihrer Genossen Krankheit der unerschöpfliche, ewig eintönige Gesprächsstoff ist, die schon längst stumpf und dumpf geworden sind! Dazu auf der einen Seite ein bodenloser Leichtsinn, der noch genießen will, fiebernd genießen, solange das wenige Leben noch glüht — auf der andern Seite ein kalter Cynismus, der sein Elend sich wegscherzen will durch bittern Hohn. Dem Gefühlsrohen ist das eine Rettung vor dem Grauen der Krankheit, wie dem rohen Sünder die Verstocktheit eine Befreiung von der peinigenden Reue ist. Aber ein Mann von solch zartem und edelm Empfinden wie Baumgärtner konnte darin nicht eine Verschäfung seiner Leiden finden, und das trieb ihn in die Einsamkeit.

Es ist bewundernswert, wie der schwerkranke Mann sich trotz allem Erschlaffenden aufrecht hielt, wie er seiner Müdigkeit geistesfrische Gedanken abkämpfte, wie er das fiebernde Hirn mit männlicher Energie zum Mitterschaffen zwang, wie er, dem Tode verfallen, doch noch lebensvoll sei ja geradezu geistiges Leben sprühen konnte. — Die Wurzeln dieser seinen Kraft gründeten sich in seiner Frömmigkeit. Er war zu religiös, als daß er hätte verzweifeln können. Er kannte die Kraft des leidenden und siegenden Heilands zu gut, als daß er im eignen Leiden an seiner eignen Seele, ihrem Heil und ihrem Sieg, hätte irre werden können. Und trotz der vielen Anfechtung blieb es ihm gewiß, daß auch er in all seiner Schwachheit noch einen Beruf auf Erden im Gottesreiche auszufüllen habe. Solcher Mensch konnte auch in der jahrelangen Todesnot nicht versinken. Daß er in seinem erkorenen Berufe anspruchslos und treu arbeitete, das hob ihn immer aufs neue empor. Die Energie, mit der er seinen kranken Körper zwang, dem Geiste zu dienen, die Selbstzucht, mit der er seine Seele zu regelmäßiger, geordneter, strenger Thätigkeit anhielt, das waren die erfolgreichen Mittel, die er rastlos anwandte, um sich zu wahren und zu wehren gegen die verzweifelte Abstumpfung, der seine Leidensgenossen — ach, fast alle! — verfallen.

Während seiner Krankheit hat er den Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise übersetzt. Das Uebersetzen, das Hineindenken in die fremde Gedankenwelt mußte ihm selbst dann noch gelingen, wenn die Kraft versagte, eigne, selbständige Gedanken folgerichtig auszubauen. Und das Mechanische dieser Arbeit war ihm ein Mittel, sich zu disziplinieren. — Die Lektüre, der sich neben ihm Tausende in gedankenloser Zerstreuung hingaben, blieb ihm nie ohne Frucht. Ich erinnere die Leser der Christlichen Welt nur an seine Besprechung der Roseggerschen Erzählungen. Mit welcher Solidität und Treue hat er die Besprechung der Gesammelten Werke Hases bewältigt! Allgemeine geistige Bildung mit theologischer Schulung zu vereinigen, ist er dabei nicht müde geworden. Wie mancher hätte angesichts des Todes sich leichter, unterhaltender Arbeit hingegeben. Er hat bis zuletzt „hart Holz gebohrt.“ Das Neue Testament mit Kommentar blieb auf seinem Schreibtisch kein verschlossenes Buch. Und manches gewichtige Bücherpaket ist ihm von der Tübinger Universitätsbibliothek und von seinem Buchhändler zugegangen.

Mir ist Baumgärtner ein gesegnetes Vorbild gewesen in eigner Krankheit. So ist es mir eine besondre Freude, entgegen dem Brauche dieser Zeitschrift, die sonst auf den Preis ihrer Toten verzichtet, weil das, zur Regel geworden, seinen Wert einbüßt, dem zu früh Abgerufenen dies bescheidne Denkmal setzen zu dürfen. F Sch

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 47 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Hauslehrer

Philologe oder Theologe, in Unterricht und Erziehung erfahren, für mehrere Knaben, welche die Schule besuchen, nach Düsseldorf gesucht. Offerten sub **M E 121** an die Expedition dieses Blattes.

Echte Müller's Patent-Accordzithern, in einer Stunde ohne Notenkenntnis und ohne Lehrer zu erlernen. Prachtinstrumente, kosteten früher 16 Mk. jetzt nur 12 Mk., solange d. Vorrat reicht, bei **O. C. F. Miether**, Hannov. Harmonika- und Musikinstr.-Fabrik in **Hannover II**, Steinthorfeldstr. 19.

NB. Allen werten Bestellern gebe noch ein kleines Musikinstrument **umsonst**, nur damit Sie sich von der Güte und Preiswürdigkeit meiner Fabrikate überzeugen sollen. D O

Die **Freude** der **Hausfrau!**
Ich versende als Specialität meine
Schl. Gebirgshalbleinen
74 cm breit für 13 M.,
80 cm breit für 14 M.,
meine
Schl. Gebirgsreinleinen
76 cm breit für 16 M.,
82 cm breit für 17 M.,
das Schock 33½ Meter
bis zu den feinst. Qual.
Spec. Musterbuch von sämmtlich. Leinen-Artikeln, wie Bettzüchen, Inlette, Drell, Hand- u. Taschentücher, Tischtüch., Satin, Wallis, Piqué-Barchend etc etc. franco.
J. GRUBER, Ober-Glogau i. Schl.

Verlag von **Wilhelm Hertz**
(Bessersche Buchhandlung)
in Berlin W 9, Linkstr. 33/34

Eleonore Fürstin Reuß, Philipp Nathusius Jugendjahre. Nach Briefen und Tagebüchern unter Mitwirkung von **D. Martin von Nathusius.** Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Friedrich Fabri, Im Lenze der Liebe. Briefe aus dem Nachlasse. Mit einem Geleitwort von **Emil Frommel.** Geheftet 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Cand. theol. sucht während der Wintermonate passende Stellung im südlichen Klima. Gefl. Offerten unter **N 1240** an die Expedition d. Bl. erbeten.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln,
Flügel,
Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle.
Höchster Rab. Alle Vorteile.
Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**

Bei **Fr. Frommann, Stuttgart** ist erschienen:

S. Kierkegaards Angriff auf die Christenheit

Von **A. Dorner** und **Christoph Schrempf**

XXIV und 632 Seiten 8°. In 2 Teile broschirt. Preis 8 ℳ 50 ₰

Diese Schriften sollten jeden interessiren, der die Ahnung oder Ueberzeugung hat, daß es mit dem gegenwärtigen Christentum nicht mehr geht. Die Uebersetzung sucht sowohl der Feinheit wie Kraft von Kierkegaards Sprache möglichst gerecht zu werden.

Daraus Sonderdruck:

Richtet selbst

Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen
Zweite Reihe

112 Seiten 8°. Preis 1 ℳ 50 ₰

Das schönste Festgeschenk für jedes christliche Haus: —
Thorwaldsen, Segnender Christus
In vorzüglicher Ausführung aus Elfenbeinmasse.

Größe	100	75	56	48	35 cm	Verpackung:
Preis	36.—	20.—	10.—	7.50	3.— Mk.	8.—, 4.75, 1.50, 1.25 u. 1 Mk.

Für tadellose Verpackung leiste Garantie. Bruch tausche ich um.
Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck), Berlin W. 9, Linkstr.

Neu! **Eugen Heinrich Schmitt** Neu!

Das Geheimnis Christi

Ein Mysterium

Preis 80 Pfge.

Verlag von Alfred Janssen in Leipzig

(Musik) Die alte, bekannte Firma **Wilh. Rudolph,** Pianoforte- und Harmonium-Fabriklager und Versandgeschäft in **Gießen,** erweiterte in den letzten Jahren ihren Betrieb derart, daß die bisherigen Geschäftsräume nicht mehr ausreichten, sie hat deshalb ihr Lager in den von ihr errichteten prächtigen Neubau verlegt und besitzt nun Ausstellungsräume mit etwa 600 Quadratmeter Flächeninhalt, die ihres Gleichen suchen; ungefähr 200 Pianinos, Flügel und Harmoniums haben Aufstellung gefunden, und wurde bei der Wahl jedem Geschmack und Bedürfnis bezüglich Ausstattung, Ton und Preis der Instrumente Rechnung getragen. Die Rudolphschen Magazine gehören unstreitig zu den schönsten und größten Deutschlands, nehmen aber wahrscheinlich die allererste Stelle ein. Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht verfehlen darauf aufmerksam zu machen, daß der illustrirte Katalog, der 100 Seiten Umfang hat und der bedeutendste seiner Art in Deutschland ist, über 100 Illustrationen enthält und Aufschluß giebt über Bau und Preise von 130 Sorten Pianinos, 50 Flügeln, 120 deutschen und amerikanischen Harmoniums mit und ohne Pedal, Klavierharmoniums u. s. w., von der Firma Wilh. Rudolph gratis und frei versandt wird. A W

Empfehlenswerte Weihnachtsgeschenke

Charles Kingsley's Gedichte

übersetzt von **Pauline Spangenberg**

Preis elegant gebunden 4 Mk.

Diese Sammlung der hochbedeutenden Lieder des in Deutschland heimatberechtigten englischen Dichters bilden eine schöne Ergänzung seiner größern, bereits früher bei uns eingeführten Werke. Die Uebertragung der Lieder in deutsche Sprache durch die wohlberühmte Kingsley-Uebersetzerin Pauline Spangenberg ist als mustergiltig allseitig anerkannt worden. Allen Freunden des Dichters wird dieses Buch als wertvolle Weihnachtsgabe willkommen sein.

Italiens Volk

geschildert

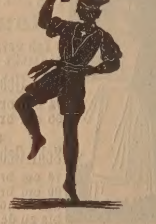
von einem Deutschen

auch unter dem Titel:

Unsere Bundesgenossen und -Genossinnen in Italien

Preis 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Ein vorzügliches Festgeschenk. Wer über Italien und seine Bewohner die Wahrheit hören will, der lese dieses fesselnd geschriebene Buch.



Der praktische Blumenfreund

Ein Lexikon der Zierpflanzen, ihre Anzucht u. Pflege im Sommer u. Winter

Anweisung zur Behandlung von über 200 Pflanzengattungen, Angabe ihrer gemeinsamen und besondern Bedürfnisse in Bezug auf Temperatur, Standort, Begießen, Erdart, Beschaffenheit der Blumentöpfe, Umpflanzen und Versetzen der Pflanzen, Pflanzennährmittel, Schneiden, Aufbinden, Schädliche Insekten, Vermehrung der Topfgewächse, Treiben der Blütenpflanzen, Anwendung der zur Aufstellung von Gewächsen dienenden Geräte, Verwendung in Terrarien und Aquarien.

Mit Abbild. im Text und 8 kolorirten lithograph. Tafeln

von

Eduard Michel, Königl. Garteninspekt. in der Karlsaue bei Kassel und **H. Schlitzberger,** Lehrer (Verfasser des Pilzbuches) in Kassel

Preis elegant gebunden 2,60 Mk. Elegant broschirt 2 Mk.

Besondere Berücksichtigung haben in diesem Werk die Anweisungen zum Ueberwintern der einzelnen Pflanzenarten gefunden, es eignet sich daher gerade zum Weihnachtsgeschenk hervorragend.

Verlag von Th. G. Fisher & Co. in Kassel (Hessen)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 47: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Statistisches aus Baden für 1894; Zur kirchlichen Lage in Württemberg; Ein bösartiges Gerücht; Kultusminister Dr. Bosse; Im Streit zwischen Konservativen und Christlich-Sozialen; Gegen die Sozialdemokratie; Theodor von Wächter; Die zweite deutsche Allianzversammlung — Evangelische im Auslande: Kirchliche Nachrichten aus dem Kanton Bern — Verschiedenes: Die Untersuchung der Anklagen des Direktors Dr. Scholz gegen die Bielefelder Diakonissen; Vermischte Nachrichten — Personalien

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erschien:

Das Leben des Freiherrn vom Stein von Wilhelm Baur. Vierte, verbesserte Auflage. Mit dem Bildnis Steins. 8°. . . . . Hübsch geb. 2,70 Mk.

Shakespeares zweiter mittelalterl. Dramencyklus v. Dr. E. W. Sievers. Mit einer Einleitung v. Dr. W. Wetz. 8°. XXVIII, 256 Seiten. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Hülfsmittel für den evangel. Religionsunterricht für evangelische Religionslehrer u. s. w. herausgegeben von Dir. M. Evers und Prof. Dr. F. Fauth.

Heft 5. **Israels Prophetentum.** 1. Allgemeine Charakteristik, 1, von M. Evers . 60 Pfge.
„ 6. do. do. 2. Die Schriftpropheten bis zum Ende des Exils von F. Fauth. 40 Pfge.
„ 7. **Die Sittenlehre Jesu,** 1. Hälfte, von Dr. W. Koppelmann. . . . . . . 1 Mk.

Zu verkaufen

zu den beigesetzten sehr mäßigen Preisen!

Oncken, Weltgeschichte in Einzeldarstellungen. 46 Bde. Mit Hunderten von Abbild. und Karten. Eleg. Origbde. (Prachtexemplare.) Statt 767,90 Mk. . . . . für 400 Mk.
Luther, Sämtl. Werke. Erlanger Ausgabe. 108 Bde. Geb. Statt 160 Mk. . . . . für 130 Mk.
Bibliothek der Kirchenväter in deutsch. Uebersetzungen v. Reithmayr, Thalhöfer u. a. 67 Bde. Geb. Statt 231,60 Mk. für 100 Mk.
Stieler, Großer Handatlas. Neueste Auflage. Eleg. Origbd. Statt 65 Mk. . . . . für 45 Mk.
v. Lützow, Die Kunstschätze Italiens. Mit zahlreichen Radirungen und Holzschnitten von den hervorragendsten Künstlern. Fol. Stuttgart o. J. Origbd. Tadellos neu. Statt 100 Mk. für 40 Mk.
Lassalle, Ferd., Ausgewählte Reden und Schriften. 3 Bde. Statt 13,50 Mk. . . . . für 8 Mk.
Erasmus v. Rotterdam, Lob der Thorheit, morias enkomion. Neudruck d. ersten deutsch. Uebersetzung durch Seb. Frank a. d. Jahre 1534. 1884. Statt 4 Mk. . . . . für —.75 Mk.
Herzog, Realencyklopädie. 18 Bde. 2. Aufl. Orighfrz. Statt 216 Mk. für 120 Mk.
Weigel u. Zestermann, Die Anfänge der Buchdruckerkunst in Bild und Schrift. Mit 145 Facs. u. viel. Holzschn. Statt 260 Mk. für 135 Mk.
Duruy-Hertzberg, Geschichte des römischen Kaiserreiches. 5 Bde. Reich illustr. Eleg. Hfrz. Statt 90,80 Mk. . . . . . . für 55 Mk.
Thalhoffers Fechtbuch a. d. Jahre 1467, gerichtl. u. andre Zweikämpfe darstellend. Hrsg. von G. Hergesell. Mit 265 Tafeln. Neudruck. Orig.-Prachtbd. Statt 60 Mk. . . . . für 30 Mk.
Kunst für Alle, hrsg. von F. Pecht, Jahrg. I—V. Lex.-8°. 1886—90. Origbde. Sehr schönes Exempl. Statt 87,50 Mk. . . für 50 Mk.
Perrot u. Chipiez, Geschichte d. Kunst im alten Aegypten. Reich illustr. 4°. Origbd. Statt 36 Mk. . . . . für 20 Mk.
Fürst, Librorum sacr. Vet. Test. concordantiae hebr. et chald. Fol. 1840. Verga. . . . . für 45 Mk.
Shaw, Das illustr. Buch vom Hunde. 2 Bde. Orig.-Prachtbde. Statt 55 Mk. . . . . für 38 Mk.
Spiegel, Eranische Altertumskunde. 3 Bde. Geb. St. 35 Mk. für 24 Mk.
Der neue Pitaval, Sammlung der interessant. Kriminalfälle. 2. Aufl. 60 Bde. Statt 348 Mk. . . . . für 90 Mk.
Schlechtenthal-Hallier, Flora von Deutschland. 30 Bde. mit zahlreichen kolor. Tafeln von G. Papst u. W. Müller. Eleg. Origbde. Statt 269,50 Mk. . . . . für 150 Mk.
Herbart, Sämtl. Werke von G. Hartenstein. 13 Tle. mit Porträt. Statt broschirt 60 Mk. . . . . gebunden für 36 Mk.
Hegel, Werke. 18 Bde. in 21 Tln. 1832—40. Hfrz. St. 116 Mk. f. 60 Mk.
Brehm, Tierleben. 3. Aufl. 10 Bde. Orighfrz. Sehr schönes Exempl. Statt 150 Mk. . . . . für 90 Mk.
Waitz, Anthropologie der Naturvölker. 6 Bde. Brosch. Statt 63,50 Mk. für 45 Mk.
Schriften der Goethe-Gesellschaft. I—IX. 1885—94. Mit Tafeln und Facs. Origlwd. . . . . für 110 Mk.

Alles komplet und gut erhalten.

Lieferung aller Bücher und Zeitschriften in vollständigen Suiten und einzelnen Serien an Bibliotheken, Institute und Private zu den vorteilhaftesten Bedingungen.

Einkauf und Tausch von Büchern und Zeitschriften

Lagerkatalog gratis

Alfred Lorentz, Antiquariat, Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von Jäger & Kober, Verlagsbuchhandlung in Basel und von Vandenhoeck & Ruprecht, Verlagsbuchhandlung in Göttingen